

## Inhalt

|                       |    |   |
|-----------------------|----|---|
|                       | 2  | <b>Dieter Simon</b><br>Editorial  |
| Dossier               | 5  | Reduktion, Korrelation und das Ganze<br>Einführung und Dokumentation  |
|                       | 11 | <b>Dieter Simon</b><br>Zum akademischen Umgang mit Unwissen   |
|                       | 14 | <b>Ulrich Schollwöck</b><br>Die Schönheit des Einfachen hinter der Komplexität                                  |
|                       | 19 | <b>Karl Sperling</b><br>Reduktionismus und seine Folgen am Beispiel<br>der Humangenetik                         |
|                       | 24 | <b>Martin Korte</b><br>Tag- und Nachtgeschichten  |
| Blickwechsel          | 31 | <b>Martin Lindner</b><br>Im Supermarkt der Biotechnik. Eine Reportage   |
|                       | 36 | <b>Claus-Steffen Mahnkopf</b><br>... ein Wunder, dass wir Musik hörend verstehen können                         |
|                       | 40 | <b>Martin Knechtges</b><br>Der Theolog' als Kontingenzbewältiger?   |
| Handwerk              | 45 | <b>Klaus Taschwer</b><br>Vom Mekka zur Denkfabrik. Das Institut für<br>Komplexitätsforschung                    |
|                       | 49 | <b>Rafael Ball</b><br>Der Klick zum Wissen  |
|                       | 53 | <b>Sylvia Löhken</b><br>Vom Schillern grauer Zöpfe. Von Reden und<br>Redenschreibern                            |
|                       | 58 | <b>Heinz Duddeck</b><br>Über die Qualität des Modells entscheidet die Wirklichkeit                              |
| Fundstücke            | 61 | <b>Gottfried Wilhelm Leibniz</b><br>Vorbereitung auf die Audienz beim Kaiser                                    |
|                       | 64 | <b>Svetlana Slapšak</b><br>Ancient Strategies of Complexity   |
|                       | 67 | Testudo volans sucht ein warmes Plätzchen   |
| Fürworte              | 69 | <b>Manfred Bierwisch</b><br>Die undurchsichtige Kehrseite der Erkenntnis  |
| Wissenschaftskabinett | 75 | <b>Hartmut Böhme</b><br>Die Fortschritte der Biologie als Kultur  |
|                       | 79 | <b>Wolfgang Klein</b><br>Was die Geisteswissenschaften leider noch<br>von den Naturwissenschaften unterscheidet |
|                       | 85 | <b>Ulrich Johannes Schneider</b><br>Das Leben im Lexikon  |

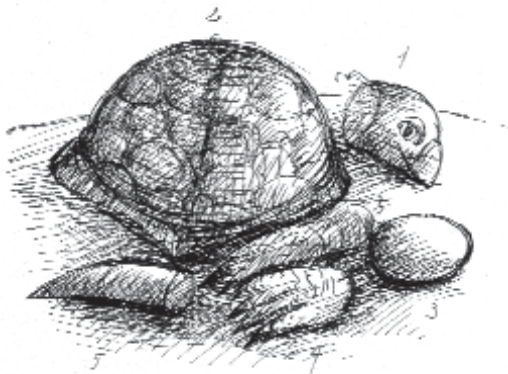
## Editorial

Immer wieder geschieht es, und immer wieder ist der Beobachter verblüfft. Ein neuer Ausdruck, eine Wendung, ein Schlagwort, ein Spruch tauchen auf. Unscheinbar häufig, wenig Aufmerksamkeit und keinen Argwohn erregend, geradezu farblos und dürftig, wie etwa die aus fachlichem Zusammenhang gerissene ›Bringschuld‹. Nichts lässt den verborgenen Heißhunger auf diese Formulierung ahnen oder signalisiert auch nur die Möglichkeit einer exquisiten künftigen Karriere.

Die besteht in der raschen und unbremssbaren Verbreitung, im rapiden Aufwuchs der frischen Prägung zu einer allgemein gebrauchten und häufig missbrauchten Sentenz. Die Urheber der neuen Formel sind in der Regel bekannt, zumindest zu Beginn, geraten dann aber schnell in Vergessenheit. Man weiß, wer den ›herrschaftsfreien Diskurs‹ in die Welt gesetzt hat (es war derselbe, der dem deutschen Feuilleton die ›neue Unübersichtlichkeit‹ beschert hat, welche es inzwischen geschafft hat, den ›Diskurs‹ abzulösen). Man weiß auch noch, wer den ›Paradigmenwechsel‹ in der Wissenschaftsgeschichte entdeckt hat und damit bis in die Postwurfsendungen der Lottoindustrie vorgedrungen ist. Aber wer eigentlich die ›Wissensgesellschaft‹ auf dem Gewissen hat, ist vergessen, und wer dafür verantwortlich ist, dass inzwischen alles und jedes ›robust‹ sein muss, war wohl niemals ganz klar.

Gemeinsam ist diesen Signalwörtern, dass sie eine verbreitete Stimmung aufgreifen, eine dumpfe Ahnung in Worte fassen, eine Fülle von bekannten Fakten glücklich zusammenraffen und in eine handliche Form gießen. Manchmal scheint es, als hätte die Sprachgemeinschaft auf das Auftauchen eines einzigen Ausdrucks gelauert, um endlich auch ihrerseits sagen zu können, dass sie (schon immer) in einer ›Risikogesellschaft‹ lebt.

Die Metaphorologen haben sich dieses Vorgangs, der mit dem Etikett ›Mode‹ nur sehr unzutreffend gekennzeichnet ist, noch nicht richtig angenommen. Fest steht,





dass für solche Siegeszüge immer auch Bedürfnisse verantwortlich sind, die gefühlt, aber noch nicht zu Wort gebracht worden waren.

So verhält es sich auch mit der ›Reduktion von Komplexität‹. Auch wenn wir uns gern das Gegenteil einbilden: Die Welt war schon immer komplex. Vielleicht war sie früher sogar komplexer als heute. Dem Indianer im brasilianischen Urwald, der besorgt unter seinem Regenbaum hervorlugt, um zu erkunden, welche Schritte er ohne Gefährdung durch Tiere, Geister oder Menschen machen könnte, dürfte die Welt nicht weniger komplex erscheinen als dem Wissenschaftler, der sich verwirrt im Chaos seiner selbst erzeugten Datenlandschaft zu orientieren sucht.

Komplexität ist ein Beobachterterminus, und die Bemühungen, mit diesem reichlich unhandlichen Zustand des Beobachteten fertig zu werden, waren schon immer ›Reduktionen‹, Rückführungen auf Einfacheres, um damit erfolgreich umgehen zu können. Erfolgreich? Der Erfolg besteht im Sieg der Ordnung über die Wirrnis, die nicht bestehen bleiben darf, wenn Aneignung geschehen soll. Über die Wirrnis kann man nicht herrschen. Und da wir nun einmal angetreten sind, uns die Erde untertan zu machen, war die Fähigkeit zur Reduktion das unverzichtbare göttliche Geschenk an die losgelassene Menschheit, die *Conditio sine qua non* zum Erfolg.

Mit dem ersten in den Sand gezeichneten Dreieck entdeckte die Reduktion ihre Fähigkeit, durch Weglassen Handlungsmöglichkeiten zu erzeugen. Der mit dieser Instrumentalisierung verknüpfte Siegeszug hat allerdings sie und ihre Maschinisten berauscht. Es wurde übersehen, dass das Weggelassene nicht verschwindet, sondern sich hinter den Grenzen türmt.

Allmählich schärft sich der Blick für die Gebirge neben und hinter den schmalen Pfaden der Erkenntnis. Überall nagen die Zweifel, und der Überdruß an den ›Fakten‹ flüchtet sich durch die Wissenschaftsgeschichte bis in die zeitlosen Räume der Esoterik.

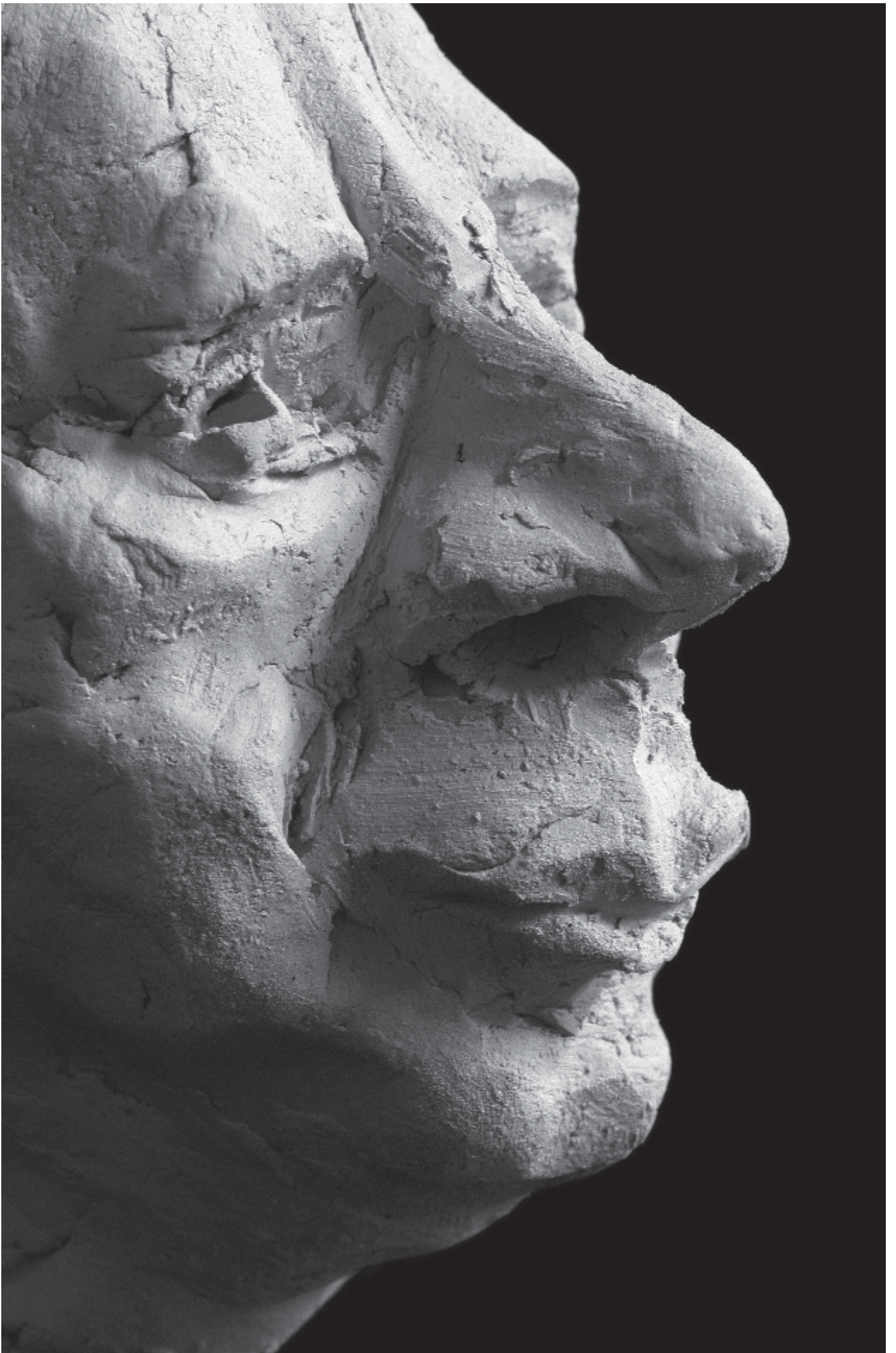
Naturwissenschaftler und Priester, Chirurg und Heiler, Forscher und Magier – allerorts wird versucht, altes Wissen zu beleben, neues Wissen einzubinden, Fäden zu Seilen zu verstärken, Brücken zu schlagen, Verbindungen zu knüpfen. Aber die Resultate lassen jenseits der fröhlich zwitschernden Ingenieure doch sehr zu wünschen übrig. Ach wären wir doch noch einmal in dieser seligen Stunde null, als man die ganze Götterwelt mit einem

monotheistischen Schlag zum Verschwinden bringen konnte. Wo ist die einheitliche Theorie, die die Kontingenz austreibt? Wo das finale Schema als Übersicht der Übersichten? Der Kuckuck der Interdisziplinarität versucht nicht einmal mehr, seine Eier irgendwo unterzubringen, sondern wirft sie verdrossen ins Meer. Die Reduktion wird schließlich selbstreferenziell und liefert konsequent, wenn auch kontraintuitiv Schwellungen.

Wir haben einiges zusammengetragen, um zu zeigen, dass nicht nur die Gentechnik in dieser Lage ist, mag sie auch das meiste Anschauungsmaterial liefern. Die männlichen (!) Zweifler überwiegen. Frauen zu Texten zu bewegen fällt uns nach wie vor schwer. Die Frau an unserer Spitze glaubt in düsteren Stunden, dass ihre Genossinnen verzichten, da sie sich in besonderer Weise um die Einhaltung der Spielregeln bemühen müssten. Die Männer argumentieren lieber mit der Statistik, die den immer noch viel zu kleinen Anteil der Frauen im Wissenschaftssystem ausweist.

In den umstandslos eingeführten ›Fürworten‹ zeigt einer unserer Stammautoren, an welchen Stellen das Bemühen um neue Formen des Nachdenkens über Wissenschaft ansetzen könnte. Sonst gibt es, außer guten Vorsätzen, keine Neuerungen. Einer davon ist die Absicht, unsere Internetpräsenz zu verstärken. Die anderen veraten wir erst, wenn wir sie realisiert haben.

Dieter Simon







## Zwischen Autonomie und Management

Einführung und Dokumentation\*

Ein Blick auf Karrieren und Selbstbilder macht deutlich, dass es auch biografisch keine ›Einheit der Wissenschaft‹ gibt; zudem hat jedes Fach seine Tradition, seine Heroen und aus spezifischen Arbeitsbedingungen oder Entdeckungen entwickelte Fächerkultur. Laborknecht und Medienstar haben wenig gemeinsam, zwischen Ruhm und Erkenntnis, unerbittlicher Neugier und unerbittlichem Konkurrenzkampf gibt es viele Rollen im Bergwerk des Wissens, und sie differenzieren sich weiter. »Die Wissenschaft ist wahrscheinlich das am schnellsten wachsende Teilsystem der Gesellschaft. Grob gerechnet, hat jede Verdopplung der Bevölkerung mindestens drei Verdopplungen der Zahl der Wissenschaftler hervorgebracht.« (Weingart) Schon allein die Masse garantiert, dass in den Wissenschaften alle Typen und Charaktere vertreten sind – ehrgeizige und verträumte, geniale und schlichte, ehrliche und betrügerische.

Die ›Verbetriebswirtschaftlichung‹ verlangt nun auch von Wissenschaftlern Fähigkeiten, die bislang nicht zum Forscherbild gehörten. Bemerkenswert ist, wie sehr eine Orientierung auf unabhängige Forschung und die Idee der selbstlosen Hingabe an Wissenschaft um des Erkenntnisgewinns willen trotzdem (und allen Filmen über Mad Scientists zum Trotz) das Selbstverständnis oder zumindest die Idealvorstellungen in diesem Teilsystem der Gesellschaft weiter bestimmen. Da dieser Prozess der Verwandlung eines autonomen, von der Liebe zur Erkenntnis bestimmten Tuns in ein von Kommerz und gelegentlich auch von Betrug ›beschmutztes‹ Gewerbe nun schon recht lange dauert, die Klagen über den Widerspruch zwischen Ideal und Praxis dürften so alt sein wie die Wissenschaft selbst, hat die Treue zum Ideal wohl nicht – wie die Marxisten zu sagen pflegten – mit der verzögerten Reaktion des Überbaus zu tun. Das Bild vom uneigennützigem, unbändig neugierigen, risikobereiten Forscher koexistiert mit dem flexiblen, konkurrenzfähigen, medientauglichen und jederzeit evaluierbaren Ex-

perten. Wir haben es offenbar – um einen derzeit aktuellen Terminus zu verwenden – mit verschiedenen Wissensformen zu tun. Ob sie nebeneinander, womöglich gleichberechtigt bestehen können, muss sich noch erweisen.

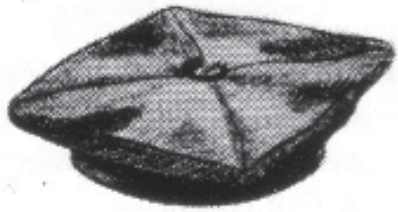
### I. Rückblicke, Ansprüche

»In der Charakterisierung unserer Gesellschaft zeichnen sich [...] die akademischen Berufe – im Gegensatz zum wirtschaftlichen Bereich – durch ›Uneigennützigkeit‹ aus. Man betrachtet die Angehörigen der akademischen Berufe nicht als jemand, der seinen persönlichen Gewinn verfolgt, sondern als jemand, der seinen Patienten, seinen Klienten oder auch so unpersönlichen Werten wie dem Fortschritt der Wissenschaft einen Dienst leistet.« (Parsons, in: *Beiträge zur soziologischen Theorie*, S. 161)

»Die Idee einer akademischen Gemeinschaft, wie sie Schleiermacher und Humboldt vorgeschwebt hatte, war [schon] ab dem späten 19. Jahrhundert nicht mehr zu verwirklichen: selbst an kleineren Universitäten kannten sich nicht mehr alle Professoren persönlich. Und die Idee der Einheit der Wissenschaften, ein zentraler Punkt der Reformbewegung, war ersetzt worden durch einen spezialisierten Lehr- und Forschungsbetrieb, in dem das Brotstudium sich in den Vordergrund drängte.« (Hohendahl, in: *Leviathan*, S. 239)

»Der traditionelle Anspruch der Wissenschaft auf einen besonderen epistemologischen Status lässt sich nicht mehr aufrechterhalten. Die Wissenschaft kann ihre kognitive und gesellschaftliche Autorität nicht mehr mit der Behauptung begründen, sie hätte einen einzigartigen Zu-

\* zusammengestellt und eingeleitet von Karsten Steinmetz und Hazel Rosenstrauch



gang zur Ordnung der natürlichen Welt (deren Verständnis überdies Priorität gegenüber dem Verständnis der gesellschaftlichen Welt habe, die in sich ungeordneter sei, weil sie durch gesellschaftliche Interessen, Werturteile und Ideologien kontaminiert ist). Beteuerungen über die Autonomie der Wissenschaft haben auf der Agora ebenso wenig Gewicht wie das Beharren auf ihrem inhärenten Universalismus und ihrer unbestreitbaren Objektivität.« (Nowotny, Scott und Gibbons, in: *Wissenschaft neu denken*, S. 285)

»Für die Professoren war es finanziell interessant, möglichst viele Studenten anzuziehen und im jeweiligen Fachgebiet die ›Große Vorlesung‹ zu halten. Für dieses Unternehmen brauchte es aber eine personelle Infrastruktur. Assistenten und später dann das eigene Sekretariat wurden zum Attribut des in der Fakultät dominierenden ›Mandarin‹ [und] zum unersetzlichen Hilfsmittel seiner Einkommensvermehrung. [...] Voraussetzung hierfür war allerdings die umfassende ständische Kontrolle des Ausbildungs- und Beförderungswesens, das die Konkurrenz beschränkte und die Definition von Qualität [...] nicht dem akademischen Arbeits- oder Publikationsmarkt, sondern der eigenen Fakultät überließ. [...] Der Grad der Marktbeherrschung durch das akademische Zunftwesen hat abgenommen, es existieren attraktivere Wahlmöglichkeiten, das Professorenkartell verliert sozusagen Marktanteile. Wenn junge Nachwuchskräfte wählen können, werden sie natürlich das tun, was ihnen am attraktivsten scheint, was ihnen weniger ›Ochsentour‹ und mehr Unabhängigkeit verspricht.« (Ritschl, in: *Deutscher Brain Drain, europäisches Universitätssystem und Hochschulreform*, S. 173)

»Es darf für die jungen, talentierten Kräfte dieses Landes nicht einfacher sein, ins Ausland zu wechseln, als innerhalb Deutschlands eine neue Beschäftigung zu finden.« (BMBF-Pressemitteilung)

»Mehr Geld für die Forschung, aber auch mehr Forschung fürs Geld. – Gefördert wird, was Fortschritt und Arbeit schafft. – Mit Spitzenuniversitäten die klügsten Köpfe gewinnen.« (E. Bulmahn, in: *Die Tagesschau*)

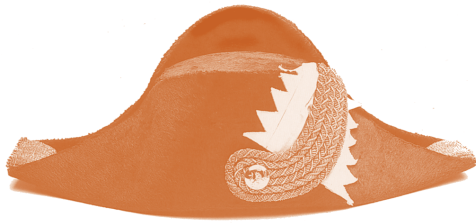
## II. Veränderungen

»Die Hochschullandschaft ist in Bewegung [...] Etablierte Grenzen innerhalb und außerhalb der Universität verschwimmen damit. Einer stärkeren Differenzierung der Berufsrollen innerhalb des Hochschulsystems steht dann eine Entdifferenzierung zu anderen gesellschaftlichen Teilbereichen zur Seite. Die Gefahr dabei ist, dass die Wissenschaft zum Spielball kurzfristiger Moden wird und notwendigen langen Atem verliert.« (Enders, in: *Physik Journal*, S. 3)

»Ob die ›Einheit von Forschung und Lehre‹ aufrechterhalten werden kann (und soll), ist ebenso umstritten wie die Unantastbarkeit der Forschungs- und Lehrfreiheit. Unter dem Rationalisierungs- und Kommerzialisierungsdruck der globalen Konkurrenz geben viele Universitäts-›Standorte‹ [...] den traditionellen Anspruch auf, die Gesamtheit des Fächerkanons vertreten zu wollen. An die Stelle des bisher gültigen Hochschulrechts treten ebenfalls aus privatwirtschaftlichen Unternehmen entlehnte Management-Konzepte, die von Kriterien der Effektivität und Profitabilität geleitet sind; in diesem Zusammenhang gibt es eine Tendenz zur Privatisierung der Universität.« (Leggewie und Neckel, in: *Universität in der Provinz*)

»Aus Universitäten heraus entstehende Firmen, enge Zusammenarbeit mit der Industrie oder massive staatliche Unterstützung für angewandte Forschung haben die Grenzen reiner Wissenschaft porös werden lassen. Wenn auch in der Grundlagenforschung Organisationsformen zur Anwendung kommen, die der Industrie entlehnt sind; wenn marktwirtschaftliche Gesichtspunkte die Wissenschaften flächendeckend erfassen und zur Bedrohung kleinerer Fächer führen, wenn [...] Unternehmensberater von Universitäten angeheuert und unmittelbar in die Forschungsgestaltung einbezogen werden, und wenn diese Maßnahmen als Ausdruck einer neuen Wissenschaftskultur charakterisiert werden, ist es unausweichlich, daß damit auch Werte, Inhalte und Praxis der Wissenschaften verändert werden.« (Hagner, in: *Magazin – Kulturstiftung des Bundes*, S. 5)

»Die Ressourcenabhängigkeit koppelt Finanzgeber und Geldempfänger zusammen und der Finanzgeber besitzt eine bevorzugte Position, um zu irritieren. [...] Das Wis-



senschaftssystem reagiert mit ›Fieber‹, d.h., es findet ein ›gold rush‹ statt, ein Rennen, Hauen und Stechen, um möglichst frühzeitig die knappen Ressourcen in bestimmten Fördergebieten zu erobern. [...] Die Forscher, die am schnellsten und erfolgreichsten in der Akquisition von Drittmitteln sind, können mittelfristig zu einer neuen Elite heranwachsen, die sich auf der anwendungsbezogenen Forschung gründet und nicht mehr auf der Grundlagenforschung.«

(Braun, in: *Governance und gesellschaftliche Integration*, S. 6f.)

»Unter dem zunehmenden Leistungsdruck an den Universitäten gibt es immer mehr Hochschullehrer und Assistenten, die mit ihrer Forschung nicht mehr weiterkommen. Sie fangen an, sich im Kreis zu drehen. Viele leiden unter den Belastungen der Massenuniversität.«

(Schwind, in: *DUZ Magazin*, S. 22)

### III. Brain-Drain – Abwanderung

»Über 20 Prozent des akademischen Lehrpersonals in den USA kommt aus anderen Ländern. Etwa 12 Prozent aller in Deutschland promovierten Nachwuchswissenschaftler wandern in die USA ab. In den Schlüsseltechnologien fehlen der EU jährlich 50 000 Forscher, das heißt in einem Jahrzehnt eine halbe Million. Ein Indikator für die wissenschaftliche Innovationskraft eines Landes ist die Zahl der Forscher je tausend Erwerbstätige. Während dies in den USA 8,1 Wissenschaftler sind, kommt die EU auf einen statischen Wert von nur 5,3.«

(Lützel, in: *Merkur*, S. 1047)

»In den OECD-Staaten waren im Jahr 2002 1,9 Millionen Studierende außerhalb ihres Heimatlandes eingeschrieben. Dies sind 15 % mehr als 2001. Fast dreiviertel der nicht in ihrem Heimatland Studierenden konzentrierte sich dabei auf Australien, Frankreich, Deutschland, das Vereinigte Königreich und die Vereinigten Staaten. Mit 30 % aller ausländischen Studierenden bleiben die Vereinigten Staaten das größte Aufnahmeland, obwohl sich ihr ›Marktanteil‹ von 32 % in 1998 verringert hat. An die zweite Stelle ist Deutschland (gemeinsam mit dem Vereinigten Königreich) gerückt; beide Nationen nehmen je 12 % aller ausländischen Studierenden auf (der ›Marktanteil‹ des Vereinigten Königreiches sank dabei

seit 1998 um 4 Prozentpunkte, der von Deutschland um einen Prozentpunkt).«

(OECD, in: *Education at a Glance 2004*)

»Ich würde gar nicht den Brain-drain verhindern wollen. Ich möchte gerne den Brain-gain, also den Zustrom von guten Wissenschaftlern nach Deutschland, erhöhen.«

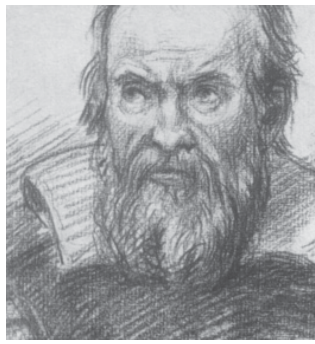
(Stock, in: *Laborjournal*)

»[...] der typische Migrant aus Osteuropa [wird] jung, motiviert und gut ausgebildet sein – und Single. Den Anforderungen der deutschen Wirtschaft kommt dies sehr entgegen – die alten EU-Länder werden von der Zuwanderung profitieren. [...] Bedrohlich könnte die Migration höchstens für die osteuropäischen Länder selbst werden, wenn die Jugend und die Intelligenz ihrer Heimat den Rücken kehren. Ein ›Brain‹ respektive ›Youth Drain‹ könnte sich verheerend für diese Länder auswirken. Nach der EU-Studie werden die Beitrittsländer in den nächsten Jahren zwischen drei und fünf Prozent ihrer Akademiker und etwa zehn Prozent ihrer Studenten verlieren. [...] 34 Prozent aller Polen würden nach einer Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Pentor gern im Ausland arbeiten. Unter den 25- bis 29-Jährigen sind es sogar 60 Prozent. 22 Prozent gaben an, ihr Land für immer verlassen zu wollen.«

(Samson, in: *Deutsche Welle*)

»Es ist der oft schwierige Vorgang der Emigration selbst – das Verlassen vertrauter Strukturen, die Begegnung mit einer anderen akademischen Kultur, das Bemühen um eine neue Synthese –, der innovative Kräfte freisetzt. Der Zusammenhang zwischen Emigration und wissenschaftlicher Innovation ist zwar seit der Antike immer wieder behauptet worden, doch fehlt nach wie vor eine systematische Forschung zu diesem Thema. Damit soll nicht gesagt sein, dass emigrierte Wissenschaftler als solche kreativer oder innovativer sind als die Zurückgebliebenen. Aber offenbar gibt es ein besonderes innovatives Potential, das aus der lebensgeschichtlichen Situation der Entwurzelung und Akkulturation resultiert.«

(Hoffmann, in: *Deutscher Brain Drain, europäisches Universitätssystem und Hochschulreform*, S. 103)



#### IV. Habitus, Orientierungen, Trends

»Das Bild vom Wissenschaftler als einer leidenschaftslosen, ausschließlich der Wahrheit verpflichteten Kreatur, die jenseits von Gut und Böse anzusiedeln ist, geistert noch heute in vielen Köpfen herum. [...] Sie wollen etwas Neues herausfinden oder entdecken, Theorien entwickeln und beweisen, Zusammenhänge erkennen und über die Banalitäten des Alltags hinaus wirken. [...] Es gab (und gibt) Wissenschaftler, die buchstäblich über Leichen zu gehen bereit waren (und sind), nur um ihre persönlichen Ziele (Ruhm, Geld, Macht) zu erreichen. So unterschied der deutsche Physiker, Chemiker und Philosoph Wilhelm Oswald (1853–1932) zwischen dem ›romantischen‹ und dem ›klassischen‹ Forscher-Typus: Dieser wäre der ernste, grüblerische und von Selbstzweifeln geplagte Gelehrte, jener dagegen eine sanguinisch veranlagte Natur, kreativ, aber relativ unbekümmert über das Schicksal der Erzeugnisse seines Geistes.«

(Wuketits, in: *Der Tod der Madame Curie*, S. 16)

»Die wissenschaftliche Persönlichkeit hat eine Geschichte, die keinen Zweifel daran lässt, dass Wissenschaft und Männlichkeit eine Allianz eingegangen sind. So hat sich zwar das Selbstverständnis verändert, geblieben aber ist die Vorstellung, dass es sich bei wissenschaftlichen Persönlichkeiten um Männer handelt. Dies wird vor allem dann deutlich, wenn Frauen in dieses Spiel eingebracht werden.«

(Engler, in: *Wissenschaftsstruktur und Geschlechterordnung*, S. 122)

»Zusammen mit der schwierigen Finanzlage hat die Entwicklung neuer Technologien die Zahl der ›wissenschaftlichen Nomaden‹ (›gypsy-scholars‹) ansteigen lassen: jene Hochschullehrer ohne feste Anstellung, die – je nach Nachfrage – mal hier, mal da dozieren und am Rande der akademischen Gemeinschaft verharren, frustriert angesichts ihrer unsicheren finanziellen Situation, werden sie doch pro Seminar bezahlt, von ihresgleichen nicht anerkannt, ohne die Möglichkeit zur Forschung, letztendlich entrechtet und wahrscheinlich kaum motiviert.«

(Sursock, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*)

»Was Wissenschaftlern hier zu Lande zu schaffen macht und ihnen die Stimmung verdirbt, ist weniger der Mangel an Geld als der an Freiheit. Der Verzicht auf Vorschrif-

ten, vielleicht sogar auf ein ganzes Ministerium würde nichts kosten, aber viel bringen.« (Adam, in: *Die Welt*)

»In keinem anderen Industrieland ist das Gefälle zwischen wissenschaftlichem Nachwuchs und arrivierter Professorenschaft größer als hier. Nirgends sonst werden die Demarkationslinien zwischen den Fakultäten so eisenverteidigt. Es dauert Jahre, bis eine neue Forschungsrichtung an einer Universität eine Heimat findet. Das bedeutet zwar nicht, dass in Deutschland innovative Forschung unmöglich sei. Hunderte von Instituten, Tausende von deutschen Wissenschaftlern beweisen jedes Jahr das Gegenteil. Aber das Neue, das Ketzerische, das über die Disziplinen Hinauswachsende hat es hierzulande schwerer als in Übersee. [...] Die Alma mater ist eine Rabenmutter. Sie hat zu viele Kinder geboren und großgezogen, und die meisten hat sie vernachlässigt. Bis ins hohe Alter lässt sie den Nachwuchs im Nest hocken und macht ihm Hoffnungen, dann wirft sie ihn auf die Straße. Damit ist die junge Gelehrten generation in eine Abhängigkeit geraten, die selbst nach der letzten Reifeprüfung, der Habilitation, anhält.« (Spiewak, in: *Die Zeit*)

»Eigentlich müssten sich die nachrückenden geburten schwachen Generationen deutlich besser qualifizieren als die älteren, um einem Akademikermangel entgegenzuwirken. Aber gerade dies ist nicht in Sicht. Vielmehr ist aus der Bildungsexpansion von einst zwischenzeitlich eher Stagnation geworden. Dies zeigt sich in vielen Bereichen. So hat sich beispielsweise der Anteil an einem Geburtsjahrgang, der das Abitur erreichte, seit Beginn der 1990er Jahre kaum noch erhöht, die Studierneigung ist seit Beginn der 1990er Jahre nur wenig gestiegen und zusätzlich sind auch noch die Studienabbrecherquoten viel zu hoch.« (Reinberg, in: *Unimagazin*, S. 47)

»Die deutschen Eliten sind männlich. [...] Soziale Aufsteiger findet man umso seltener, je wichtiger und machtvoller die Position ist. Bei den Söhnen des gehobenen und vor allem des Großbürgertums sieht es genau umgekehrt aus. In der Elite im engeren Sinne sind sie besonders stark vertreten.«

(Hartmann, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*)

»Erhebungen, die Aufschluss über die soziale Herkunft der Studierenden liefern, haben immer wieder bestätigt, dass die Bildungsbeteiligung sozialgruppenspezifischen





Einflüssen unterliegt. Die Erhöhung der Zahl der Studierenden aus bildungsfernen Schichten in den letzten Jahren hat an diesem Muster nicht viel geändert. In einer Studie, die u.a. auch die soziale Herkunft der Promovierten untersuchte, fanden Enders und Bormann (2001), dass im Vergleich zu den Studierenden die Promovierten eine (nach der Bildungsherkunft) nach oben selektierte Gruppe darstellen.«

(Mugabushaka und Enders, in: *Wissenschaft und Karriere*, S. 11)

»The crisis in college finances is the result of keeping in place a traditional organization of knowledge in the disciplines while trying to respond to numerous curricular challenges, not to mention operating cost inflation, unpredictable enrolments, strong competition for high-quality students, and government expenditures on higher education that have not kept up with enrolment growth before and after 1990. Thus faculty become ›knowledge workers‹, students become ›human capital‹, and investment in knowledge is investment in growth, for knowledge is ›not so much a moral or cultural force, more an incubator of new industries in a technology-dominated economy‹. In sum, the postmodern university is ›the engine room of the knowledge economy‹.«

(Gould, in: *The University in a Corporate Culture*, S. 41f.)

»In einer zunehmend wissensbasierten Wirtschaft stellt der Qualifikationsstand der Beschäftigten (oder potenziell Beschäftigten) das verfügbare Humankapital und damit einen wichtigen Inputfaktor dar. Der globalisierte Wettbewerb von zunehmend wissensbasierten Wirtschaften macht die ausreichende und qualitativ hochwertige Produktion von Humankapital zu einer entscheidenden Voraussetzung für die zukünftige technologische Leistungsfähigkeit und damit für zukünftige Beschäftigungs- und Einkommenschancen für jedes Land. Insofern stehen die Länder auch in einem Wettbewerb ihrer Bildungssysteme, die an neue Bedingungen angepasst und innovativ weiterentwickelt werden müssen.«

(Egeln u.a., in: *ZEW Studien zum Innovationssystem Deutschlands*, S. 31)

#### Literatur

- K. Adam: Freiheit für die Besten, in: *Die Welt*, <http://www.welt.de/> (17. 8. 2004)
- BMBF-Pressemitteilung: Bulmahn: »Juniorprofessor bringt neuen Wind in die Hochschulen«, <http://deutschland.dasvonmorgen.de/press/1283.php> (13. 10. 2004)
- D. Braun: Wie nützlich darf Wissenschaft sein?, in: U. Schimank und S. Lange (Hg.): *Governance und gesellschaftliche Integration*. erscheint 2004 (unveröffentlichtes Manuskript) S. 2–27
- E. Bulmahn: in: *Bulmahns Plan »Brain Up!«*, <http://www.tagesschau.de/aktuell/meldungen/> (11. 10. 2004)
- J. Egeln, T. Eckert, C. Heine, C. Kerst und B. Weitz: Indikatoren zur Ausbildung im Hochschulbereich, in: *ZEW Studien zum Innovationssystem Deutschlands 4*, 2004
- J. Enders: Berufung oder nur Beruf?, in: *Physik Journal 3*, 2004, Nr. 5
- S. Engler: Zum Selbstverständnis von Professoren und der »illusio« des wissenschaftlichen Feldes, in: B. Kraus (Hg.): *Wissenschaftsstruktur und Geschlechterordnung: Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*. Frankfurt am Main/New York 2000, S. 121–151
- E. Gould: *The University in a Corporate Culture*. New Haven 2003
- M. Hagner: Die Kultur der Wissenschaft – old Europe oder new market? in: *Magazin – Kulturstiftung des Bundes 4*, 2004, S. 4–5
- M. Hartmann: Eliten in Deutschland: Rekrutierungswege und Karrierepfade, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte B 10* 2004, <http://www.bpb.de/publikationen/> (5. 10. 2004)
- C. Hoffmann: Die Lage deutscher wissenschaftlicher Immigranten in Skandinavien, in: E. Demm (Hg.): *Deutscher Brain Drain, europäisches Universitätssystem und Hochschulreform*. Bonn 2002, S. 93–102: <http://library.fes.de/fulltext/> (26. 10. 2004)
- P.-U. Hohendahl: Humboldt in Amerika?, in: *Leviathan 2*, Juni 2004, S. 225–249
- C. Leggewie und S. Neckel: *Universität in der Provinz – Zur Soziologie und Politik des deutschen Hochschulwesens*, <http://www.uni-giessen.de/fb03/vinci/mgs/seminare/provinz.html> (20. 8. 2004)
- P. M. Lützeler: Wissenschaftlicher Fortschritt durch Internationalität – Die amerikanische Universität als Modell, in: *Mercur – Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 11*, November 2002, S. 1047–1051
- A.-M. Mugabushaka und J. Enders: *Wissenschaft und Karriere – Erfahrungen und Werdegänge ehemaliger Stipendiaten der DFG*, Forschungsbericht der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Bonn 2004
- H. Nowotny, P. Scott und M. Gibbons: *Wissenschaft neu denken – Wissen und Öffentlichkeit in einem Zeitalter der Ungewissheit*. Weilerswist 2004
- OECD-Studie: *Education at a Glance 2004*, <http://www.oecd.org/document/> (15. 10. 2004)
- T. Parsons: *Beiträge zur soziologischen Theorie*. Neuwied/Berlin 1964
- A. Reinberg: Der Weg in die Wissensgesellschaft, in: *Unimagazin 2*, 2003, S. 45–47
- A. Ritschl: Die Situation in der Wirtschaftswissenschaft, in: E. Demm (Hg.): *Deutscher Brain Drain, europäisches Universitätssystem und Hochschulreform*. Bonn 2002, S. 165–176
- O. Samson: Gewinn statt Bedrohung, auf: *Deutsche Welle*, <http://www.dw-world.de/dw/article/> (10. 3. 2004)
- T. Schwind: »Es sind mehr, als man denkt«, in: *DUZ Magazin 8*, 2004, S. 22–23
- M. Spiewak: Flucht der Forscher, in: *Die Zeit*, <http://www.zeit.de/> (21/2001)
- G. Stock: »... und außerdem macht Forschen Spaß«, in: *Laborjournal 9*, 2004, S. 52–53
- A. Sursock: Hochschulbildung, Globalisierung und GATS, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte B 25* 2004
- P. Weingart: *Die Stunde der Wahrheit? Weilerswist 2001*
- F. W. Wuketits: *Der Tod der Madame Curie: Forscher als Opfer der Wissenschaft*. München

Erhard Stölting

## Das Wissenschaftlerideal und seine gegenwärtigen Widersprüche

Die öffentlichen Vorstellungen davon, was ein Wissenschaftler sei oder sein solle, entsprechen den Funktionsbestimmungen von Wissenschaft überhaupt. In dem Maße, wie diese Aufgaben uneinheitlich sind, sind es auch die unterschiedlichen Bilder vom idealen Wissenschaftler. Manche von ihnen sind miteinander kompatibel, andere nicht. Die Vielfalt der idealisierenden Bilder hat den Vorteil, dass sie für die Auseinandersetzungen um die Reform des Wissenschaftssystems flexible und vielfältig einsetzbare Argumente – oder zumindest überredende rhetorische Figuren – zur Verfügung stellen. So können die unterschiedlichen Positionen in den Auseinandersetzungen um die Reform des Wissenschaftssystems nicht nur reflektiert, sondern auch gestützt werden.

Ohne dass damit schon ein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben sei, erscheinen als wichtigste Ausprägungen des Wissenschaftlerideals die folgenden:

**1** Das scheinbar mittelalterliche Ideal des **Gelehrten** wird noch immer verwendet. Dessen Wissen beruht auf einer tiefen Kenntnis der Tradition, auf entsagungsvollen und einsamen Anstrengungen beim Lesen und Erforschen der Quellen der Weisheit. Ihm zugeordnet sind Institutionen – wie vor allem Universität, Collegium oder Akademie –, die ihrem lateinischen Namen nach auf die großen Gelehrten des Mittelalters oder der Renaissance verweisen. Schon an äußeren Zeichen wird die sich abschwächende, wenn auch fortbestehende Wirksamkeit des Gelehrtenideals erkennbar: etwa an Talaren, die zuweilen schüchtern wieder angelegt werden, an lateinischen Inschriften (*per aspera*) oder an lateinischen Klassifikationen (*summa cum laude*, *rite*), die auch die *Doctores* an den Universitäten kaum noch deuten können. Aber sie verweisen auch auf die Würde einer Institution, die sich durch das Elend der Geschichtsverläufe und durch die Verheißungen einander ablösender Reformen konstant gehalten haben. ›Einsamkeit und Freiheit‹ sind

Merkzeichen dieser Institutionen – ganz wie die ehrwürdigen Bibliotheken, auch wenn diese längst durch die dringend notwendigen Sparmaßnahmen ruiniert worden sind.

Der Gelehrte steht in einer ehrwürdigen Tradition und darf damit alt sein. Ein junger Gelehrter hingegen kann Gegenstand von Bewunderung sein, aber erst als gereifter wird er jene Werke entstehen lassen, derentwegen er in die Annalen der Wissenschaft und der Nation, die sich mit ihm schmückt und stolz auf ihn ist, eingehen wird.

**2** Der **Magus**, der Weise, erforscht die Welt auf der Suche nach noch unbekanntem Zusammenhängen. Es ist reiner Wissensdrang, der ihn vorantreibt. Die profane Welt der Macht und des Geldes sind ihm unwichtig. Und selbst wenn sie Gegenstand seines Forschens sein sollten, versteht er doch nicht, mit ihnen umzugehen. Er ist zerstreut und weltfremd, weil sein Geist unablässig mit wesentlicher Erkenntnis beschäftigt ist. Nicht einmal die pompöse Symbolik der traditionellen Universität oder der Akademie kümmert ihn.

Natürlich ist ein Magus vorstellbar, der sein Wissen den bösen Mächten dieser oder der jenseitigen Welt zur Verfügung stellt. Aber dann wäre er eine Perversion wie Dr. Mabuse. Ansonsten geht es dem Wissenschaftler als Magus, wie der Wissenschaft überhaupt, um eine Verbesserung der Welt durch ihre Erkenntnis. Wissenschaftliche Wahrheit und das sittlich Gebotene sind bei ihm eigentlich kongruent. Damit ist der Wissenschaftler zugleich kenntnisreich, wissensdurstig und weise. Der weise Wissenschaftler stellt aber nicht nur fest, was die Welt bewegt und zusammenhält, er weiß auch, wie sie bewegt und zusammengehalten werden soll.

Bis in die bildlichen Vorstellungen ist dieses Bild des Wissenschaftlers wirksam. Auffällig an ihm ist, dass es auch den alten Wissenschaftler noch zulässt. Selbst Albert Einstein oder Max Planck, die zu den modernen



Inkarnationen dieses Bildes gehören, werden zumeist als alte Männer dargestellt. Ihre durch Konzentration und Genialität bestimmte Übermenschlichkeit wird durch ihre Darstellung in alltäglichen, heiteren Situationen gemildert und betont.

Das Bild des Magus ist mit dem des Gelehrten nicht identisch, es wird aber mit ihm immer wieder zusammengebracht. Für die öffentliche Präsentation ist es unverzichtbar: Der Anspruch von Wissenschaftlern, nicht nur kompetente Experten zu sein, wie andere auch, sondern gegenüber der Politik über höhere geschichtliche, gesellschaftliche und sittliche Einsicht zu verfügen, leitet sich aus diesem Ideal ab. Er wird umgekehrt auch von der Politik genutzt, indem sie in wissenschaftlichen Beiräten und anderen bedeutsamen Beratungsgremien jene wissenschaftliche und ethische Legitimation organisiert, die sie gegen eine uneinheitliche Öffentlichkeit durchsetzen will. Die politischen Interventionen von Wissenschaftlern greifen auch jenseits solcher Instrumentalisierungen auf dieses Bild des Magus zurück. Ein Kreis von Wirtschaftsexperten, die regelmäßig die wirtschaftliche Entwicklung und die Wirtschaftspolitik öffentlich beurteilen, trägt entsprechend den Titel ›Rat der Wirtschaftsweisen‹.

**3** Nicht identisch mit dem Bild des Magus ist das der **Wunderkinder**. Sie vollbringen geniale Leistungen in sehr jungen Jahren; unter ihnen dominieren Mathematiker und theoretische Physiker, zuweilen finden sich auch mathematisch oder logisch orientierte Philosophen. Auch wenn sie alt werden sollten, wie Einstein, sind sie in der Regel in ihrer Jugendlichkeit gefangen. Kurt Gödel wird als schwer verständlicher junger und früh vollendeter Mann überliefert, so wie letztlich auch Spencer Brown.

Auch wenn die Wunderkinder von ihrer Umgebung gefeiert und verehrt werden, sind sie fast immer sozial unangepasst, oft sogar schwierig. Viele befinden sich wegen körperlicher Gebrechen in einer sozialen Sonderrolle, wie Stephen Hawking. Die soziale Instabilität kann zu einer biografischen werden, wie der Lebensweg des Schachgenies Bobby Fischer zeigte, dessen monomane Intellektualität und Genialität derjenigen wissenschaftlicher Wunderkinder entsprach. Zu Beginn der Biografie des Una-Bombers Theodore Kaczynski stand ebenfalls eine Existenz als wissenschaftliches Wunderkind.

Stärker als an den anderen Typen von Wissenschaftlern entzündete sich an den Wunderkindern die eugeni-

sche Gestaltungslust jener, die die biologische Basis des wissenschaftlichen Wettbewerbs betonen. Diese jungen Menschen mussten über eine überdurchschnittliche Intelligenz verfügen, die für ihre Leistungen verantwortlich war. Aufgabe der gesellschaftlichen Organisation der Wissenschaft war es dann, frühzeitig jene herauszufinden, die in jungen Jahren geniale wissenschaftliche Leistungen wie Albert Einstein, Kurt Gödel oder Spencer Brown zu bringen vermöchten. Es wäre eine gesellschaftliche Verschwendung, die biologisch vorhandenen Genialitätsreserven nicht zu fördern.

Natürlich waren in dieser Orientierung die Wunderkinder nur die Spitze eines Vorrates von Hochbegabten, deren Fähigkeiten der Wissenschaft zuzuführen wären, indem sie in besonderen Schulen und Hochschulen zusammengebracht und unter komfortablen Sonderentlastungen zu Hochleistungen gehätschelt würden. Das Gegenbild sind dann die bemühten Minderbegabten, die durch Fleiß und Disziplin auch irgendwie zu nützlichen Mitgliedern der wissenschaftlich-technischen Welt werden können. Je nach Intelligenz ließen sie sich auf ein hierarchisch geordnetes Gebäude exzellenter und weniger exzellenter Wissenschaftsinstitutionen verteilen.

**4** Das Wunderkind steht damit gleichsam zwischen dem Typus des Magus und dem des **Hochleisters**. Wie der Magus steht beim Wunderkind noch die einzelne, unvergleichliche Leistung im Vordergrund. Der biologisch-sozialdarwinistische Blick auf die wissenschaftliche Leistung führt jedoch bereits in die Welt der hierarchisierenden Leistungsmessung, die die Wissenschaft zu einer Analogie des Leistungssports macht. Die wissenschaftliche Leistung ist nicht mehr individuell und einzigartig, sie ist exzellent und in Rangordnungen abbildbar.

Da wissenschaftliche Leistungen wie der Eiskunstlauf oder das Kunstturnen nur indirekt, über Expertenurteile messbar gemacht werden können, müssen bei den Hochleistern die Messmethoden und die beurteilenden Fachkollegen stets mitgedacht werden. Die indirekte Messung erfasst die Anerkennung durch Fachkollegen, die sich messbar machen lässt: Hochleister sind solche Wissenschaftler, die viel in den wichtigen Refereed Journals publizieren, die in den USA bekannt sind, die in den Ratings und Rankings der Fachkollegen als exzellent erscheinen usw.

Gleichsam als Weltmeistertitel steht für die wichtigen Wissenschaften der Nobelpreis zur Verfügung. Über die



Zahl der Nobelpreise lassen sich, wie im Leistungssport, die Nationen hierarchisieren: Viele Nobelpreise deuten auf ein leistungsfähiges Wissenschaftssystem und/oder eine exzellente Qualität des nationalen biologischen Reservoirs hin.

Anders als bei den Wunderkindern könnte hier ein Problem nicht Unangepasstheit, sondern Überanpassung sein. Die prestigereichen Fachkollegen befinden sich naturgemäß im *Mainstream* der wissenschaftlichen Entwicklung. Die Tendenz der Vertreter des *Mainstreams*, abweichende, besonders innovative Entwicklungen auszusortieren, hat den positiven Effekt, versponnene, extravagante oder unseriöse Bemühungen aus der wissenschaftlichen Welt zu verbannen. Sie kann aber auch dazu führen, wichtige Innovationen zu verkennen und abzuwürgen. Die heute dominierenden *Dons* des Wissenschaftsbetriebs sind nur für die Gegenwart maßgeblich.

5 Während sich der Hochleister noch rein innerwissenschaftlich bewähren will, ist dem **Dienstleister** bewusst, dass die Existenz und Finanzierung der Wissenschaft von der bezahlenden Umwelt abhängen, sei sie staatlich oder privatwirtschaftlich. Die Qualität und damit das Überleben wissenschaftlicher Einrichtungen hängt aus seiner Perspektive von der in vernünftigen Bilanzierungszeiträumen messbaren Nützlichkeit von Wissenschaft ab. In den Naturwissenschaften tritt neben die Rankings damit vor allem die Frage der Patente bzw. der wissenschaftlichen Erkenntnisse, die einen positiven wirtschaftlichen oder militärischen Effekt haben können. Es geht dem Dienstleister also nicht um Erkenntnis als solche, sondern um nützliche Erkenntnis. Zu ihnen gehören nicht nur die Naturwissenschaften, auch bestimmte Aspekte der Psychologie, der Management Sciences oder der außenpolitischen Analytik können in diesem Sinne nützlich sein oder scheinen. Entscheidend bleibt, dass sich kaufkräftige Nachfrager für die wissenschaftliche Forschung finden.

Das gilt auch für die universitäre Forschung und Lehre. Der Unterricht an den Hochschulen soll primär passfertiges Wissen und praktische Fertigkeiten für wohldefinierte Berufe bereitstellen. Die akademische Ausbildung unterscheidet sich damit nur in ihrer Komplexität und ihren intellektuellen Ansprüchen von anderen Formen der Berufsausbildung. Aus dieser Perspektive wird die Forderung, dass die Studieninhalte endlich zu »entrümpeln« seien, verständlich. Dazu gehört auch die

Forderung nach Eliteuniversitäten, die – anders als die gewöhnlichen Universitäten – als Ausbildungsstätten für den wissenschaftlichen Nachwuchs zu verstehen wären. Ob die Eliteuniversitäten dann nur Hochleister mit potenziell hohen Rankings oder auch andere Wissenschaftlertypen ausbilden sollen, ist noch offen.

In diesem Zusammenhang werden selbst Studiengebühren wichtig – nicht nur als Disziplinierungsmittel, sondern auch als selbstständiges Finanzierungsinstrument. Mit je unterschiedlich rangierender Klientel könnten Elite- und Massenuniversitäten ihren Etat durch nachgefragte Fortbildungskurse aufbessern.

6 Vom Bild des Wissenschaftlers als Dienstleister ist der des **wissenschaftlichen Managers** zu unterscheiden. Er repräsentiert den in die Wissenschaftsverwaltung bzw. die Wissenschaftsreform gewechselten Ordinarius, den erfolgreichen Fachhochschulmanager mit wissenschaftlicher Vergangenheit oder den erfolgreich in die Jahre gekommenen ehemaligen Juniorprofessor. Gerade der Manager wird von den Hochschulreformern und den Wissenschaftspolitikern als Ansprechpartner geschätzt. Er ist weder ein Gelehrter noch ein Magus. Er unterscheidet sich von den Wunderkindern und den Hochleistern durch eher unspektakuläre wissenschaftliche Leistungen in der Vergangenheit und erhebliche formalisierbare Ansprüche an das Wissenschaftssystem und die Wissenschaftler in der Gegenwart. Der wissenschaftliche Manager kann mit den Autoritäten dieser Welt, den CEOs und den Politikern, auf Augenhöhe sprechen. Zur eigenen wissenschaftlichen Leistung bleibt ihm meist keine Zeit mehr. Aber er beherrscht die Darstellung seiner Leistungen, Gedanken und Anliegen mittels *Power Point*. Er repräsentiert das Ideal der modernen Betriebswirtschaftslehre im Wissenschaftssektor.

Wie beim Hochleister steht beim wissenschaftlichen Manager der Begriff der Leistung bzw. der Exzellenz rhetorisch im Vordergrund. Leistungen messen sich bei ihm aber nicht nur in Rankings und Ratings, sondern auch direkter in eingeworbenen Finanzmitteln. Er gehört zu jenem modernen wissenschaftlichen Typus, der wissenschaftliche Qualität unmittelbar in Geld umrechnet. Seine Vermutung ist, dass – wie bei Taylor – wissenschaftliche Leistung proportional durch Einkommen aufzuwiegen ist. Im Idealfall wird ein hohes Gehalt Lockmittel und zugleich Beweis für wissenschaftliche Qualität.





Für Hochleister, Dienstleister und Manager ist die Sprache demonstrativen wissenschaftlichen Selbstdarstellens nicht mehr das Lateinische, sondern das Englische. Diese Selbstdarstellung ist vom Englischen als Sprache der internationalen wissenschaftlichen Kommunikation zu unterscheiden. Es wird hier als Indikator von institutionalisierter und persönlicher Wissenschaftlichkeit eingesetzt wie im 17. Jahrhundert das Lateinische.

[7] In allen seinen verschiedenen Ausprägungen kann das Wissenschaftlerideal mit einem negativen Gegenbild konfrontiert werden. Es handelt sich dann um solche Wissenschaftler, die dem jeweiligen Ideal nicht genügen können oder wollen. Damit öffnet sich ein breites Feld möglicher Bewertungen, die in wissenschaftsreformischen Strategien rhetorisch einsetzbar sind.

Rein negativ, ohne positives Gegenbild, erscheint jedoch der Typus des wissenschaftlichen **Meckerers**. Er tritt in zwei Varianten auf: einer eher konservativen und einer ex-progressiven. Beide Varianten manifestieren sich nicht nur in diametral entgegengesetzten Kleidungsstilen.

Der konservative Meckerer orientiert sich an den traditionellen wissenschaftlichen Standards, einem Bild wissenschaftlicher Solidität und Unbestechlichkeit, das als verknöchert und reformunfähig angesehen werden könnte. Der ex-progressive Meckerer träumt noch immer von einer Umgestaltung der Gesellschaft und der Wissenschaft, doch seine Träume lassen sich allenfalls aus hämischen oder zynischen Bemerkungen über den laufenden Betrieb und die laufenden Reformen erkennen. An die Zeiten der Hochschulreform der siebziger Jahre erinnern vor allem die Turnschuhe und der Bart.

Beide Ausprägungen des Meckerers zeichnen sich durch hochschulpolitische Passivität aus, die mit ihrer Enttäuschung und ihrer Verachtung der gegenwärtigen Entwicklungen auffällig kontrastieren. Im wissenschaftlichen Forschungs- und Lehrbetrieb verteilen sich die Meckerer über das ganze Spektrum, wenn auch nicht gleichmäßig. Sie sind in den modernen dynamischen Wissenschaften wie Medienwissenschaften, Sportökologie oder Freizeitmanagement eher selten, häufiger hingegen in den alten – oder veralteten – Disziplinen wie Philosophie, Kunstgeschichte oder theoretische Physik zu finden. Sie konzentrieren sich in den Orchideenfächern wie Sinologie, Altphilologie oder Rechtsphiloso-

phie, die bei einer eher effizienzorientierten Drainage des Wissenschaftssystems von Austrocknung bedroht sind.

Eine weiterführende Darstellung könnte die Konstruktion weiterer Ausprägungen des modernen Wissenschaftlerideals ermöglichen. Bereits mit diesen Typen jedoch, die nicht durchgängig trennscharf sind oder die sich partiell kombinieren lassen, lässt sich ein Teil der heutigen Entwicklungsdynamik erfassen. In der Verschiebung des wechselseitigen Gewichts der unterschiedlichen Ausprägungen des Wissenschaftlerideals wird die Veränderung der Leitidee der Wissenschaft erkennbar.

Peer Pasternack

## Gelegentliche Spurwechsel

Über Personalimporte und -exporte der Wissenschaft

Im Allgemeinen gilt es nicht als begrüßenswert, wenn sich Menschen beruflich einer Sache zuwenden, für die sie unzulänglich qualifiziert sind. Doch kennt auch diese Regel eine Ausnahme: Der horizontale Elitenaustausch zwischen gänzlich verschiedenen Sektoren – von der Wissenschaft in die Politik und von dort in die Wirtschaft etwa – erreicht eine hohe Zustimmungsrate. Die öffentliche Generalvermutung lautet, dass es befruchtend wirken könne, sektorfremd geprägtes Personal aufzunehmen (auch wenn dann im konkreten Fall die Befruchtung mitunter als enervierend wahrgenommen wird).

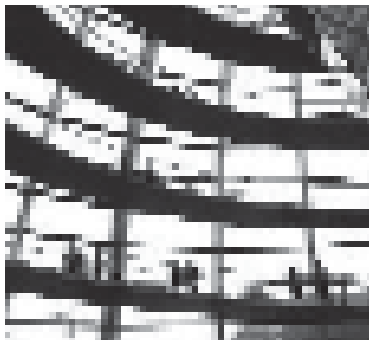
### Wanderungsimporte der Wissenschaft

Übersichtlich sind die Varianten des Eintritts in die Wissenschaft von außen – oder, wie man in der Wissenschaft gern sagt, »aus der Praxis«. Es gibt hier vier Weichen, die den Spurwechsel ermöglichen.

So inkorporiert das deutsche Hochschulsystem, seitdem es das Präsidialmodell gibt, zuweilen externes Personal für die eigenen Führungspositionen. Im Unterschied zur traditionellen Rektoratsverfassung müssen Kandidaten und Kandidatinnen für das Präsidentenamt weder Professoren noch Angehörige der jeweiligen Hochschule sein. Sie sollen vielmehr Erfahrungen in der Führung von Großorganisationen besitzen. In der Tat mutet es merkwürdig an, wovon die Leitungsqualität rektoratsgeführter Hochschulen abhängt: von zufälligen Führungstalenten der – in dieser Hinsicht – Amateure im Rektoratskollegium. Gleichwohl gelingt es auch denjenigen Hochschulen, die in ihren Satzungen das Rektorat durch ein Präsidium ersetzt haben, immer wieder, das Öffnungsmodell Hochschulpräsidium zu unterlaufen. Gewählt werden mit Vorliebe dann doch Professoren der eigenen Hochschule, gegebenenfalls Professoren von anderen Hochschulen, und erst wenn es gar nicht anders geht, kommt ein sowohl auswärtiger wie nichtprofessoraler Kandidat in die engere Wahl.

Die zweite Weiche zur personellen Verlebendigung der Wissenschaft von außen ist die Honorarprofessur. Sie wird, neben auswärtigen Gelehrten, mitunter auch verdienten Politikern, Politikerinnen oder Wirtschaftsführern verliehen. Die solcherart Berufenen bleiben im Übrigen, was sie vorher waren, bedienen mithin die Hochschule als Nebenstrecke: Das ist gleichsam »Wissenschaft als Neben-Beruf«. Intellektuelle Umwälzungen haben sich aus solchen Engagements noch nicht ergeben, doch ist das auch nicht Sinn der Sache. Vielmehr erhoffen sich die berufenden Hochschulen Impulse für die Ausbildung ihrer Studierenden, Imagegewinn durch prominente Namen und bessere Kontakte in außerhochschulische Bereiche. Stichworte wie Sponsoring, Fundraising oder Public-Private-Partnership wirken hier elektrisierend. Da es nichts kostet, kann wenig dagegen eingewandt werden.

Drittens gilt für die Berufung auf Professuren an Fachhochschulen eine Regelvoraussetzung, die zur permanenten Frischluftzufuhr führen soll: Die Kandidaten und Kandidatinnen müssen aus der so genannten Berufspraxis kommen. Gemeint ist damit: nicht aus der Wissenschaft. Derart soll gesichert werden, dass die FH-Ausbildungen praxisorientiert sind und bleiben. Hier lässt sich über zweierlei streiten. Erstens: Reicht die Herkunft der Professor(inn)en aus einer minimal drei Jahre lang frequentierten außerwissenschaftlichen Praxis bei anschließendem 25-jährigen Lehraufenthalt an der Hochschule auf Dauer aus, um ein praxisorientiertes Studium zu sichern? Und zweitens: Ist das dem alten Fachschulwesen entlehnte Bildungsprinzip tatsächlich zeitgemäß, bei dem instrumentelles Wissen ohne Reflexion vermittelt, Folgebereitschaft gegenüber dem Bekannten und Gegebenen erzeugt und dies dann als »Praxisorientierung« nobilitiert wird?



Immerhin: Wer heute studiert, wird mit hoher Wahrscheinlichkeit morgen – im Berufsleben – unter Druck komplizierte Sachverhalte entscheiden und in komplexen, risikobehafteten Situationen sicher handeln müssen. Dafür muss sie oder er in der Lage sein, Wesentliches von Unwesentlichem zu trennen, Ursache-Wirkungs-Bündel selektieren, gesellschaftliche Kontextualisierungen und Handlungsfolgenabschätzungen vornehmen, Problemlösungsanordnungen organisieren, Handlungsoptionen auswählen und Prozesse steuern zu können. Man möchte jedenfalls in keiner Stadt leben, in der im Elektrizitätswerk der Schichtleiter diese Dinge nicht beherrscht. Die dafür nötige Souveränität erfordert, dass Studierende sich neben den äußeren auch der inneren Bedingungen ihres Handelns bewusst werden. Eine bloße Praxisorientierung allein vermag diese Souveränität nicht zu vermitteln: Erst die bewusst hergestellte Distanz zum profanen Alltag befähigt optimal zur Bewältigung dieses Alltags. Hier hat sich Humboldt in ganz anderer Weise erledigt, als dies üblicherweise angenommen wird. Nicht die Humboldt'sche Universitätsidee ist zu verabschieden, sondern deren elitistische Begrenzung auf wenige.

Vermutlich werden also auch die Fachhochschulen dahin kommen müssen, ausgewogener als heute sowohl wissenschaftsinterne wie -externe Kandidaten und Kandidatinnen zu berufen. Dem Anliegen, mehr Durchlässigkeit zwischen verschiedenen Sektoren zu schaffen, wird das nicht direkt schaden. Denn solange Durchlässigkeit nur in eine erneute soziotopische Abgeschlossenheit führt, in der die Berufsfeldwechsler ausschließlich auf andere Berufsfeldwechsler gleicher Herkunft stoßen, bleiben die synergetischen Wirkungen der Durchlässigkeit doch recht begrenzt.

Die vierte Variante schließlich, externes Personal in die Wissenschaft zu importieren, wird an Universitäten gepflegt. Diese berufen in natur-, ingenieur- oder wirtschaftswissenschaftlichen Fachbereichen mitunter reputierliche Leute aus der Industrie. Dabei gibt es regelmäßig nur ein Problem: das des Gefälles zwischen Industriegehalt und Professorenbesoldung. Diesbezüglich keimt zwar unterdessen eine anrührende Hoffnung in zahlreichen Hochschulleitungen. Im Zuge der Flexibilisierung von Hochschulhaushalten und neuer Besoldungsvarianten wird die Erwartung geäußert, es ließe sich künftig bei angestrebten Berufungen aus der Industrie mit den dort gebräuchlichen Gehältern konkurrieren. Denn die Hochschulen müssten die Möglichkeit erhal-

ten, frei über Besoldungs- oder Gehaltshöhen zu verhandeln.

Darin steckt implizit eine staunenswerte Annahme: die, es werde aushaltbar sein, dass wegen einer einzigen Industrieberufung je nachdem zwischen zwei und zehn andere Berufungen nicht stattfinden können. Denn das Geld für die Letzteren würde für Erstere draufgegangen sein. Abgesehen von der betrüblichen Naivität dieser impliziten Annahme ist daran vor allem bemerkenswert, dass dies hochschulpolitisch unter dem Titel der ›leistungsorientierten Besoldung‹ verhandelt wird. Tatsächlich aber trügen solche Berufungen mit Zusagen wirtschaftsähnlicher Gehälter vornehmlich einem Umstand Rechnung, der vollständig leistungsunabhängig ist: Ohne dass die einen klüger und leistungsfähiger als die anderen sein müssen, werden in außerakademischen Verwendungen von beispielsweise Germanistinnen oder Musikwissenschaftlern signifikant geringere Gehälter gezahlt als in Spitzenpositionen der Wirtschaft. Fazit: Es wird wohl auch künftig nötig bleiben, sich auf solche Kandidaten aus der Wirtschaft zu beschränken, die andere als finanzielle Motive mit einer Hochschultätigkeit liebäugeln lassen.

#### Wanderungsexporte der Wissenschaft

Nicht ganz so übersichtlich liegen die Dinge beim umgekehrten Wechsel aus der Wissenschaft in ein anderes Feld. Die Weichen für einen Spurwechsel lassen sich hier nur selten per Hand umlegen, und mancher erfolgreiche Absprung aus dem akademischen Bereich beruht auf Schaltfehlern im Stellwerk der Subsysteme. Denn unter allen denkbaren Wanderungsfällen handelt es sich beim Wechsel aus der Wissenschaft in einen beliebigen anderen Bereich um einen Spezialfall. Der drückt sich in einer paradoxen Situation aus. Auf der einen Seite gelten Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen spätestens nach der Habilitation als vollständig fehlqualifiziert für sämtliche außerwissenschaftliche Einsatzfelder, soweit dort mittlere Positionen zur Debatte stehen. Auf der anderen Seite aber wird ihnen, wenn es um außerwissenschaftliche Top-Entscheiderpositionen geht, jeder Job zugetraut. Für beides gibt es Gründe.

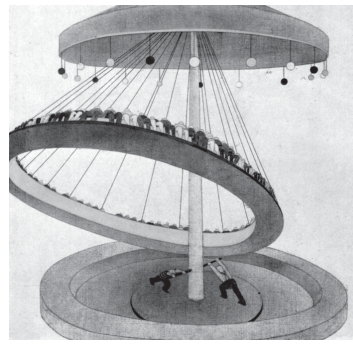
Der normale Karriereweg im deutschen Wissenschaftssystem zielt auf die Professur. Zugleich gilt dieser Weg als berufliche Sackgasse für den Fall, dass das Ziel verfehlt wird. Nun sollen aber Professoren und Professorinnen vieles zugleich sein: exzellent in der Forschung

wie in der Lehre, begeistert in der akademischen Selbstverwaltung, dynamisch im Netzwerkmanagement und bei der Drittmittelwerbung, hinreichend finntenreich gegenüber der Hochschulverwaltung, gelassen und kompetent in der Mitarbeiterführung, dazu souveräne Instrumentalisten auf allen alten und neuen Medien, kognitive Innovateure wie auch unablässige Erzeuger öffentlicher Resonanz und nimmermüde Übersetzer wissenschaftlicher Fragestellungen auf gesellschaftliche Relevanzbedürfnisse hin. Mithin: Die Hochschullehrerrolle zeichnet sich durch erhebliche Komplexität aus.

Dass in einer beruflichen Sackgasse landet oder landen soll, wer sich zirka 20 Jahre lang auf eine derart rollenkomplexe Tätigkeit vorbereitet hat, ist nicht spontan plausibel. Es ist insbesondere nicht plausibel, wenn dies im Lichte der heutigen berufsweltlichen Anforderungen und der entsprechenden Debatten über die nötigen individuellen Qualifikationsprofile betrachtet wird. Was wird da nicht alles gefordert: kritisches Denken, innovative Neugier, vernetztes und Mehrebenenendenken, Methodenkompetenz, Polyzentrismus, Risikobereitschaft und Innovationsneigung, Fremdsprachigkeit und individuelle Zeitmanagement-Fertigkeiten, Mobilität, lebenslanges Lernen, Fähigkeit zum Berufswechsel, Kommunikationsfähigkeit, Teamfähigkeit, Konfliktmanagementkompetenz, Multitasking, Zielorientiertheit, Entscheidungsstärke und Stresstabilität – also durchgehend Elemente, die der Professorenrolle sämtlich nicht fremd sind. Und dennoch gilt der Weg zur Professur als berufliche Sackgasse für den Fall, dass das Ziel verfehlt wird. Wie das?

Es hängt mit gesellschaftlich virulenten Vorurteilen zusammen. Eine arbeitslose Privatdozentin als Vermittlungsfall überfordert die Fantasie der Arbeitsvermittlungsanstalt, auch wenn die jetzt Agentur heißt. Ein Professor hingegen zehrt vom überkommenen Sozialprestige seines Standes. Zwar hat sich, seit der Hochschulexpansion in den siebziger Jahren und seitdem es Fachhochschulen gibt, das Professariat zur Massenbewegung entwickelt. 39 000 Professoren und Professorinnen gibt es heute in Deutschland. Doch hält sich jenseits der Hochschulmauern hartnäckig der Glaube, ein Professor sei zwingend nicht nur überdurchschnittlich begütert, sondern zudem ganz besonders klug.

Nun ist das auch nicht immer falsch. Nehmen wir den nicht gar so seltenen Fall des Wechsels aus der Wissenschaft in die Politik. Ein wenig vergrößert lässt es sich so sagen: Ein Wissenschaftler bzw. eine Wissenschaftlerin



ist entweder mit Zahlen (Naturwissenschaften) oder mit Texten (Sozial- und Geisteswissenschaften) vertraut. In der Politik geht es um Haushalte (Zahlen) und Visionen (Texte). Über eine von zwei Basisqualifikationen verfügt der Wissenschaftler also mindestens. Er kann rechnen oder rasonieren, und mancher kann auch beides. Jetzt müssen lediglich zwei weitere Elemente hinzukommen: ein Angebot aus der Politik und ein persönliches Interesse bei der oder dem Angefragten.

Muss die Politik extern Personal suchen, war ihre eigene Nachschubproduktion unzulänglich. Zur Strafe muss sie nun Ausschau halten nach mutmaßlich verwendbaren Personen außerhalb der üblichen Rekrutierungsnetze, die aber mit großer Wahrscheinlichkeit Probleme machen werden. Denn typischerweise sind sie habituell fremd und werden Einpassungsschwierigkeiten haben. Sie verhalten sich anfangs entweder zu zurückhaltend oder zu forsch, also auf jeden Fall unangemessen. Überdies müssen sie so zentrale Dinge wie den Unterschied zwischen einem Regierungsdirektor und einem Ministerialdirigenten erst einmal erlernen. Damit nicht genug. Aus all ihrer Unbedarftheit erwächst ihnen auch noch ein aufmerksamkeitsökonomischer Vorteil: Wegen tatsächlicher oder vermeintlicher Originalität des erfrischend politikeruntypischen Verhaltens ziehen sie die größere Aufmerksamkeit der Medien auf sich. Insgesamt sind das alles Erfahrungen, welche die Politik nach Möglichkeit gern vermeidet. Mitunter jedoch geht es nicht anders.

Ergeht nun aber nicht nur ein Angebot für ein politisches Amt, sondern wird dieses von dem oder der Angefragten auch angenommen, dann ist das in Deutschland eigentlich ein recht unwahrscheinlicher Fall – zumindest für Nicht-Naturwissenschaftler, und diese stellen die Mehrzahl der Wechsler in die Politik. Es ist ein recht unwahrscheinlicher Fall, weil die Wissenschaften von der Gesellschaft sich in etwa so zur Politik verhalten wie die akademische Medizin zur Krankheit. Nicht nur, dass kein Mensch Medizin studiert, um anschließend krank zu werden. Es gibt auch zwei Arten, sich den Krankheiten zu nähern: analytisch, wie zum Beispiel die Pathologie, oder interventionsorientiert, wie etwa die Chirurgie. Erstere verwendet die Hälfte ihrer Zeit darauf, solche Fälle zu ergründen, bei denen es ohnehin zu spät ist, dann aber genau angeben zu können, warum es zu spät war (vergleichbar zum Beispiel alle historisch-hermeneutischen Disziplinen). Die Chirurgie hingegen sorgt dafür, dass





etwas, das eigentlich nicht mehr ging, irgendwie doch wieder geht (vergleichbar zum Beispiel Sozialpädagogik oder Volkswirtschaftslehre).

Das Wissen um die systematisch wie vom Gegenstand bedingte Begrenztheit des eigenen Bemühens ist hier immer präsent (außer bei den Theologen, deren Professoren sich wohl deshalb nie in der Politik wiederfinden: Ihre Generalhypothese Gott, die geringstmögliche Falsifikationsfähigkeit mit größtmöglicher Erklärungskraft verbindet, ist eine universalistische Firewall gegen die Versuchungen der Politik als Beruf).

Wer nun aber sich in die Politik begibt, muss das Bewusstsein der eigenen Begrenztheit am besten abschalten. Denn ab sofort muss er oder sie so tun, als könnte man die Welt genau so verändern, wie man die Welt im Kopf entwirft. Etwaige Skepsis darf nicht nach außen dringen. Politische Pressemitteilungen aus dem Geist des Zweifels würden alsbald Gegenstand von Zeitungsglossen statt Quellen für Aufmacherthemen. Vor diesem Hintergrund können die Motive für ein persönliches Interesse am Wechsel aus der Wissenschaft in die Politik recht unterschiedlich sein.

Das unspektakulärste und am häufigsten behauptete Motiv ist der Wunsch, man wolle an Veränderungen unmittelbar mitwirken. Dieser Wunsch ist von hoher moralischer Qualität, dokumentiert Verantwortung für das Gemeinwesen und kann in heiklen politischen Situationen Opferbereitschaft bezeugen. All das ist gegebenenfalls empirisch dementiert, wenn die Mitwirkung an den Veränderungen dann doch keine hinreichenden Veränderungen bewirkt, daraus aber kein Amtsverzicht folgt.

Mancher hingegen hat wissenschaftlich alles erreicht, was ihm zu Gebote stand, und empfindet darob nunmehr ein gewisses Unausgefülltsein. Dies mag ein anderes Motiv sein, sich politischen Avancen nicht zu verschließen. Es kann sich verbinden mit einer Unzufriedenheit, die sich im Leiden an Beratungsunterzucker äußert: Zu wissen, dass man mehr weiß als die Politiker, und dennoch von diesen nicht oder nicht genügend gefragt, zu Gutachten gebeten und in Enquête-Kommissionen berufen zu werden – dies kann den Drang, selbst entscheiden zu wollen, wessen Expertise verzichtbar ist, übermächtig werden lassen.

Zwei rationale Motive, ein politisches Amt zu übernehmen, können unter dem Titel ›Politik als Besuch‹ rubriziert werden. Da gibt es zum einen das quasi-ethnolo-

gische Interesse an einem Feldaufenthalt. Es findet seine Begründung darin, dass sich tribalistische Strukturen jeglicher Art der teilnehmenden Beobachtung doch authentischer erschließen als der allein quellen- und dokumentenvermittelten Kenntnisnahme. Zum anderen kann das politische Amt als die Chance zu einer Art Praktikum gesehen werden. Dabei ist es der Stabilisierung des individuellen Selbstkonzepts dienlich, dass man nicht wie sonstige Praktikanten zum Kopieren oder Kaffeekochen geschickt wird, sondern in Kabinettsitzungen oder auf Auslandsreisen. Diese Variante dient dem Erfahrungsgewinn, in der Folge der intellektuellen Kapitalakkumulation, also der Kompetenzsteigerung zur Verbesserung der eigenen professionellen Position im wissenschaftlichen Feld, in das man hernach wieder zurückkehrt.

Schließlich kann der Wechsel aus der Wissenschaft in die Politik auch schlichtem Mangel an Alternativen geschuldet sein. Hier war etwa in den letzten zwei Jahren die (inzwischen wieder unwirksame) Zwölf-Jahres-Begrenzung für wissenschaftliche Arbeitsverhältnisse nach dem Studienabschluss recht wirksam: Sie hat manchem außerwissenschaftlichen Bereich das eine oder andere analytische Talent beschert. Vor dem Hintergrund von Hartz IV ist das im Übrigen eine Variante, die allen Privatdozenten und -dozentinnen als latent zu haltende Exit-Option (mit etwaiger Wiedereintritts-Komponente) anzuraten ist. Manche Berufung lässt ja dem Vernehmen nach länger als zwölf Monate auf sich warten. Bevor dieses Warten im gelegentlich zu absolvierenden Status der Erwerbslosigkeit die künftig hochkritische Ein-Jahres-Schwelle überschreitet und die neuen Zumutbarkeitsregeln den Eintritt in die Dequalifizierungsspirale bewirken, empfiehlt es sich, wenigstens ein Landtagsmandat zu erringen. Bei Rückbewerbungen in die Wissenschaft gilt man dann als so genannter Praxisbewerber. In manchen Fächern kann das die Berufungsaussichten verbessern.

### Wanderungshemmnisse

Zumindest im Grundsätzlichen erfährt der Wechsel von High Potentials und Entscheidern zwischen unterschiedlichen professionellen Feldern hohe gesellschaftliche Akzeptanz. Dies steht indes im Kontrast zur Lebensrealität. Tatsächlich kommen derartige Wechsel zwischen Politik, Wissenschaft, Verwaltung, Wirtschaft und Verbänden eher selten vor. Vollständig außerhalb als Empfänger sektorfremd sozialisierten Personals bleiben die Führungsbe-  
reiche von Justiz, Schulverwaltung, Militär, Polizei, Ge-

heimdiensten und Kirchen. So verhält es sich jedenfalls in Deutschland. In anderen Ländern dagegen erscheint die Fähigkeit, Feldwechsler zu integrieren, häufig sehr viel ausgeprägter. Wie erklären sich diese Unterschiede?

Eine erste These: »Verschiedene Professionalisierungsweisen entscheiden darüber, wie durchlässig oder abgeschottet die Grenzen zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Subsystemen sind.« Auf der einen Seite stehen Länder, in denen die Elitenproduktion qua weitgehend vereinheitlichter Ausbildungswege in intellektuell wie habituell vereinheitlichende Zurichtungen mündet. Daher unterscheiden sich dort die einzelnen Sektoren in Organisation und Personaldisposition nicht allzu gravierend voneinander. Seiteneinsteiger sind mithin leicht integrierbar. Auf der anderen Seite stehen extrem abgeschottete Bereiche wie die Bundeswehr, die deutsche Schulverwaltung oder der katholische Klerus (wenn man hier von der theologischen Universitätsprofessur als Reifungsphase künftiger Bischöfe absieht). Deren Professionalisierungswege zeichnen sich durch eine sehr hohe Formalisierung aus. Seiteneinsteiger wären selbst dann, wenn es gewollt würde, nicht integrierbar: Sie haben die je spezifischen professionellen Codes und Routinen nicht internalisiert. Im Übrigen aber wird in diesen Bereichen eine Flexibilisierung der Professionalisierungswege auch gar nicht gewollt (weshalb etwa aktuell die Widerstände gegen gestufte Studiengänge bei Juristen, Theologen und Pädagogen besonders stark sind – während unter den Medizinerinnen langsam eine Gelassenheit Oberhand gewinnt, die darauf vertraut, dass ein dreijähriger Bachelor-Abschluss nicht zum Arztberuf befähigen kann, zu anderen Verwendungen aber durchaus).

Eine zweite These zur Erklärung des begrenzten Wechselgeschehens verortet die Ursachen noch eine Schicht tiefer in den gesellschaftlichen Diskursformationen: »In Deutschland herrscht ein verbreiteter Bildungspessimismus; dieser bedingt verengte Beruflichkeitsorientierungen deutscher Hochschulausbildung; diese wiederum setzen sich dann in der gegenseitigen Abschottung der Berufsfelder fort.«

Deutsche Hochschulpolitik hängt so traditionell wie unerschütterlich dem Qualifikationsbedarfsansatz an. Bildungsbedarfsprognosen genießen den Nimbus, die Rationalität politischer Entscheidungen steigern zu können. Keine der zahlreichen Scheiternerfahrungen mit solchen Prognosen vermochte bislang daran etwas zu ändern. Die Hamburger Wissenschaftsbehörde sah sich un-

längst sogar in der Lage, den städtischen Zukunftsbedarf an Geisteswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern auszurechnen, woran sich nun die entsprechenden Ausbildungskapazitäten der Universität Hamburg anpassen sollen. Eine solche verengte Beruflichkeitsorientierung zu überwinden wird nur durch eine grundsätzliche Einstellungsänderung zu Qualifikation und Bildung möglich sein.

Immerhin: Überall dort, wo es historisch tiefer verwurzelte demokratische Traditionen gibt als in Deutschland, findet sich eine gänzlich andere Grundeinstellung zu Bildung und Bildungszugang. In Frankreich, Großbritannien oder Skandinavien, aber auch in den USA gilt Bildung als etwas, das prinzipiell keine Fehlinvestition sein kann. Denn es versetzt in jedem Falle die Einzelnen in die Lage, ihr Leben unabhängiger und chancenreicher zu gestalten als mit geringerer Bildung. Ganz anders das in Deutschland verbreitete Verständnis. Hier ist Bildungszugang etwas, das »gewährt« wird (wie jüngst wieder mit der Kultusministerkonferenz-Empfehlung dokumentiert, den Übergang ins Masterstudium von zusätzlichen Bedingungen neben einem Bachelor-Abschluss abhängig zu machen). Grundlage der Gewährung ist ein vermeintlicher Qualifikationsbedarf der Arbeitsmärkte. Die politische Erfahrung wie die empirische Forschung lehren anderes. Daher sollte mittlerweile allgemein akzeptiert sein, dass hier ein gewisser Gleichmut so angebracht wie nötig ist: Qualifikationen und Qualifikationsnachfrage bewegen sich fortwährend in Schaukelbewegungen aufeinander zu. Politische Steuerung gibt es in diesem Bereich allein als Fehlsteuerung.

Nun sind freilich auch Hochschulangebote in den Vereinigten Staaten und den anderen genannten Ländern nicht allein am Prinzip der Persönlichkeitsbildung orientiert. Sie folgen eher dem Humanressourcenansatz, sind zum Teil mit sehr strikten Konkurrenzstrukturen gekoppelt und von der Idee sozialen Chancenausgleichs nur ausnahmsweise geprägt. Doch verbindet sich das immerhin mit einem grundsätzlichen Bildungsoptimismus. In Deutschland dagegen wird permanent über zu geringe Begabungen geklagt – statt sich deren massenhafter Freilegung zu widmen. Wo derart pessimistisch einer Bevölkerung eingeredet wird, sie sei nur beschränkt bildungsfähig, darf der geringe Umfang des Wechsels der Funktionsebenen zwischen verschiedenen Berufsfeldern am Ende als das kleinere Problem gelten.



Siegfried Großmann

## »Weshalb ich mich gefreut habe

und weshalb ich doch nichts schreiben möchte«

Sehr verehrte, liebe Frau Rosenstrauch, für Ihre Mail vom 20. August 2004 bedanke ich mich sehr. Diese und frühere Telefonate sowie Briefe verdienen respektvolle Antwort, auch wenn sie Ihrem eigentlichen Anliegen nicht entspricht. Ich will versuchen auszudrücken, warum es sich nicht lohnt, auf die Fragestellung einzugehen, was ein emeritierter Physiker mit seinen Ideen, Erfahrungen, Kontakten macht.

Es lohnt sich deshalb nicht, weil aus meiner Sicht die Frage von einer falschen, obgleich heute gängigen Prämisse ausgeht, nämlich der Unterscheidung zwischen einem emeritierten Physiker und einem Physiker ›an sich‹. Wenn sie gesund sind, unterscheiden sich beide nicht eigentlich. Jeder von beiden nutzt seine Zeit für seine Lebensleidenschaft, nämlich Physik zu treiben. Und jeder (oder fast jeder) akzeptiert Zusatzaufgaben, wenn er sie für wichtig hält – solange sie ihn nicht wegen Zeitfraß wissenschaftlich unfruchtbar machen. Dann allerdings gilt höchste Alarmstufe, und zwar für beide.

Natürlich verschieben sich nach der Emeritierung einige Schwerpunkte. War der Physiker etwa vorher Hochschullehrer, was ja für Emeriti in der Regel so sein wird, geht ihm die Lehre verloren, was er mit einem sehr traurigen, aber auch einem fröhlichen Auge wahrnimmt. Fröhlich, weil es ihn von regelmäßigem Terminzwang befreit. Tieftraurig, weil er das Glück der akademischen Lehre doch gar zu sehr vermisst. Selbstverständlich geht sie nicht ganz verloren. Fachvorträge, Kolloquien, Festvorträge, Spezialschulen und anderes bleiben

zahlreich. Sie ersetzen aber nicht den regelmäßigen, frischen und lebendigen Kontakt mit der jungen Generation, immer wieder voller Hochbegabter, und den mit seinen Diplomanden und Doktoranden. Letztere ›hat‹ er zwar noch, aber nicht mehr allein, sondern mit einem jüngeren Kollegen zusammen, der Garant ist für die gesicherte Betreuung bis zum Abschluss – im Eventualfall. Das gebietet die Verantwortung.

Die geliebte Verbindung von Forschung und Lehre, diese grandiose und geniale Idee, ist also leider durch die Emeritierung gestört. Dieser erfrischende Quell sprudelt jedenfalls seltener, in beiden Richtungen. Wenn aber, dann ebenso fruchtbar wie eh und je. Ein kleines, jüngstes Beispiel, zugleich Teil meiner Überlegung, nicht zu schreiben, um Zeit für anderes zu haben. Die scheinbar naive Frage eines Studienstiftlers während der letzten Sommerakademie, warum eigentlich Ed Lorenz, der Meteorologe, bei seiner bahnbrechenden Antwort auf die Frage nach den Gründen des andauernden Misslingens längerfristiger Wettervorhersagen ausgerechnet die Prandtlzahl 10 für das Medium verwendet, die doch allenfalls für Wasser, aber doch nicht für Luft gelte (wo sie etwa 1 ist), saß im Schwarzen. Ja, warum eigentlich? Aus dem Gedächtnis kommt keine befriedigende Antwort. (Aus der Literatur dann später auch nicht.) Also setzt man sich am späteren Abend hin und probiert es mal aus, mit Prandtlzahl 1. Erste Teilantwort: Alle relevanten Gründe, warum man wegen chaotischer Eigenschaften der Dynamik nicht gut vorhersagen kann, sind dann nicht mehr vorhanden. Wo aber mögen sie geblieben

sein? Das kostet einige Nachtschichten am PC und gibt Teilantworten, aber noch mehr neue Fragen. Eine ganze Studienarbeit erwächst und schließlich eine wissenschaftliche Publikation über die seltsamen Strukturen der Abhängigkeit der Dynamik von ebendieser Prandtlzahl. Seltsame Attraktoren, Bifurkationskaskaden, Multistabilität, Chaos, Selbstähnlichkeiten ... mit viel noch ganz unklarer Mathematik dahinter. Wenn es Sie interessiert, schicke ich Ihnen gerne mal ein Bild wunderbarer Ästhetik dazu.

Der emeritierte Physiker forscht also nach wie vor. Zum Beispiel interessiert ihn, wie es eigentlich in der Nähe von Grenzschichtablösungen aussieht (der Ursprung der Flugfähigkeit von Flugzeugen): Singularitätenfolgen? Oder welcher Mechanismus eigentlich Turbulenz entstehen lässt? Und warum entfaltet Wärmeeuftrieb an manchen Stellen der Oberfläche lokale Stürme von verheerender Kraft? Und endlich soll wieder Zeit für bisher als aussichtslos eingestufte Fragestellungen sein, die sich erst als drittmittelträchtig erweisen würden, wenn man sie im Wesentlichen bereits gelöst hat, sie also routinely, begutachtbar geworden sind. Doch nun käme ich vor lauter Begeisterung doch zu weit in die Physik. Aber, das ist eben wichtiger als die Eingangsfrage zu beantworten.

Auch anderes macht ein emeritierter Physiker genauso wie ein nicht emeritierter. Er hat sich gefälligst an Aufgaben zu beteiligen, die den heutigen Wissenschaftsbetrieb umrahmen, als wie notwendig oder wie überflüssig wir das auch immer empfinden. Hier hat er es nicht einmal leichter als vorher, wegen deutlich geringerer Unterstützung durch die Infrastruktur. Abwägen konnte er schon immer, ob Bitten um Mitarbeit nachzukommen sei oder besser nicht. Manches davon bereitet ja auch intellektuelles Vergnügen, anderes kann emotional aufwühlend sein, wieder anderes erweist sich als spröde Last. Ein Beispiel für Ersteres: Warum tut sich eigentlich die Akademie so schwer, sich aus vollem Herzen hinter ihre



Langzeitvorhaben zu stellen? Man hört Kritik, sieht aber auch wunderbare Ergebnisse. Wie kann man die Kritikgründe angehen? Jeder Physiker, ob emeritiert oder nicht, analysiert solche Gründe und sucht dann nach weiterführenden Lösungen. Manchmal sind sie ja verzwickter, dann macht es noch mehr Spaß, trotzdem weiterzukommen. Und so weit wie der Wissenschaftsrat waren wir dann in der Akademie auch schon, wenngleich dieser dasselbe natürlich mit mehr Autorität verkündete.

Ein Beispiel für das andere: Wenn man einige Zeit als DFG-Ombudsmann zur Verfügung gestanden hat, kann man schon nachdenklich, ja trübsinnig werden. Menschliche Schwächen trifft man überall, wo Menschen sind. Verstärkung menschlicher Schwächen durch institutionelle oder hierarchische Macht und Anforderung will man aber auch nicht einfach akzeptieren. All das kostet Zeit und Engagement – und wieder unabhängig von der Emeritierung. Es zählt allein, ob man etwas beitragen kann oder nicht.

Die Entpflichtungsschranke durchlässiger zu machen, diese Kurve hat übrigens die BBAW wunderbar genommen. Wer mitmacht, ist willkommen, ob entpflichtet oder nicht. Andere Akademien tun sich da schwerer (und entdecken das niedrige Durchschnittsalter, wenn die allgemeine Entwicklung das längst wieder vergessen hat). Auch in meiner Heimatuniversität erlebe ich keine Entpflichtungsängste, nehme am Seminar und der Forschung teil, profitiere von der Infrastruktur, gebe als Editor in Chief wissenschaftliche Zeitschriften heraus, arbeite in Kuratorien mit, leide wie andere an der Evalutis (wenn auch als Mitwirkender), berate, and what have you.

Der Gedanke der Arbeitsteiligkeit zwischen Jung und Alt, den Sie ins Spiel brachten, taucht nicht eigentlich auf. Wer gerade gefragt wird und freie Valenzen hat, macht's eben, wenn notwendig. Wer wohl zu unkonventionelleren Lösungen neigt? Kenne ich Beispiele für Jung wie für Alt.

Sehr dankbar muss man sein, wenn die Kräfte diese unbekümmerte Fortsetzung erlau-





ben. Dessen ist man sich als Emeritus bewusster als vorher. Und natürlich gibt es auch andere Lebensentwürfe, eben nicht weiterzumachen, ganz neue, zumindest andere Wege zu gehen. Einem leibhaftigen Physiker fällt das aber offenkundig ebenso schwer wie einem Maler, Dichter, Komponisten und anderen Besessenen. Wegen dieser Besessenheit ist man auch ziemlich immun geworden gegen Verdrießlichkeit und Frustration, komischerweise auch gegen Überlastung. Ein Emeritus regt sich einfach weniger auf, ist gelassener. Manchmal erträgt er deshalb Aufgaben, die er früher nicht ertragen, als sträflichen Diebstahl an fruchtbarer Wissenschaftszeit angesehen hätte.

Doch nun sollte ich aufhören. Sonst dauert die Absage länger, als der Beitrag für die GEGENWORTE an Zeit erforderte. Und womöglich kommen Sie noch auf die Idee, diese Absage als Beitrag zu betrachten und ihn zu drucken.

Ach ja, warum ich mich gefreut habe? Weil mir Ihre Gelassenheit gefällt, den Ruf, lästig zu sein, zu ertragen, und Ihr unnachahmliches Geschick, dann doch eine Auseinandersetzung mit dem Thema zu provozieren.

Es grüßt Sie herzlich,  
Ihr Siegfried Großmann

Wolfram Henn

## Karriere mit Darwin?

Evolutionäre Strategien für die Wissenschaftlerlaufbahn

Bei der Suche nach dem Idealbild des Gelehrten stößt man, egal, ob innerhalb oder außerhalb der Scientific Community, unweigerlich auf die Namen Leonardo da Vinci und Albert Einstein. Schon auf den zweiten Blick aber wird klar, dass diese beiden Leuchttürme der Wissenschaftsgeschichte für den Lebensweg derjenigen, die ihnen nacheifern wollen, ganz unterschiedliche Signale aussenden. Der eine war im Brotberuf Künstler und erlaubte sich den Luxus, seinen universellen Interessen als *L'art pour l'art*, ohne Zwang zur Realisierung oder gar Amortisierung seiner Ideen nachzugehen. Der andere ist zum Archetyp des modernen Forschers geworden; nach kargen Jahren im Behördendienst wurde die Wissenschaft für ihn zum Sprungbrett für den beruflichen Erfolg, der neben Berühmtheit auch materiellen Wohlstand mit sich brachte.

Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein galt es als unanständig, aus anderen Motiven denn reinem Idealismus zu forschen – so dass die Wissenschaft ein Reservat der von Hause aus Begüterten war, zu denen sich allenfalls noch forschende Staatsdiener wie James Cook gesellten. Erst als Wissenschaft, vor allem Naturwissenschaft, zum Motor der Industrialisierung und damit des Wohlstandes wurde, vollzog sich der Abschied vom überkommenen Ideal des Forschers aus Leidenschaft. Die Wissenschaftlerlaufbahn war zum normalen Berufsbild entzaubert, womit zur Regel wurde, dass Forscher nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch von der Wissenschaft leben.

Nun hat sich seit den Zeiten von da Vinci und Cook nicht nur der Bestand an Wissen vervielfacht, sondern auch die Zahl derer, die sich um die Erweiterung dieses Wissens und die Früchte entsprechender Erfolge bemühen: Konkurrenz ist zum Daseinsprinzip und Qualitätsmerkmal von Forschung geworden. Es bleibt also dem angehenden, aber auch dem etablierten Wissenschaftler nicht erspart, seine Aktivitäten nicht mehr nur nach sei-

nen persönlichen Präferenzen auszurichten, sondern Strategien für die materielle Existenzsicherung und, soweit möglich, die Profilierung als Forscherpersönlichkeit zu entwerfen. Die Frage lautet nicht mehr nur »Was interessiert mich?«, sondern mindestens ebenso intensiv »Welches Fach ist karriereträchtig?«, »Mit wem kooperiere, mit wem konkurriere ich?«, und von Fall zu Fall auch »Mit welchen Mitteln setze ich mich durch?«. Die Professionalisierung der Wissenschaft vollzog sich just zu einer Zeit, als sich Charles Darwin mit Überlebensstrategien in der Natur befasste und die Bedeutung der Anpassung des Individuums an die sich stetig ändernden Bedingungen seiner Umwelt erkannte. Wenn das evolutionäre Grundprinzip des »Survival of the Fittest« auch seit Darwins Zeiten für allerlei verquere Soziallehren missbraucht worden ist, so sind doch Bezüge zum liebevoll gepflegten Selbstverständnis von Wissenschaft als stetigem Wettstreit der besten Köpfe um die besten Ideen augenfällig. In der Natur sind die wichtigsten Selektionskriterien für den Erfolg des Individuums erstens die Fähigkeit, sich gegenüber Umweltbedingungen und Fressfeinden zu behaupten, zweitens ausreichender Zugang zu Nahrung und drittens Fruchtbarkeit. Analog dazu in den Begriffen des Wissenschaftsbetriebs: erstens Stellen, zweitens Forschungsgelder, drittens Publikationen.

Die erste evolutionsstrategische Entscheidung des Jungforschers in *spe* ist die über das Siedlungsgebiet, hier: die Studienrichtung. Medizin oder Byzantinistik? Die Wahl des Massenfachs entspricht dem Leben in den gemäßigten Breiten, die vielfältige Biotope, aber auch eine große Zahl an konkurrierenden Mitbewohnern versprechen und die Notwendigkeit zur sekundären Spezialisierung in eine ökologische Nische hinein absehbar machen. Der Gang ins Orchideenfach dagegen erfordert den Mut, sich in einer wüstenähnlich ressourcenarmen, dafür von weniger Konkurrenten bevölkerten Region niederzulassen. Eine



vorab kaum abschätzbare Gefahr besteht hier aber darin, dass das ohnehin karge Biotop irgendwann durch das Versiegen der wenigen Quellen, vulgo Fächerschließungen, zum Hungergebiet werden kann.

Es bleibt aber für jeden Exoten die Hoffnung, sich durch spezifische natürliche Gaben – Genialität? – zum Herrscher seines Ökosystems aufschwingen zu können oder aber nach einem unverhofften Klimawandel im Schlaraffenland des ›In-Faches‹ zu landen. So einst geschehen etwa mit dem an obskuren Strahlen experimentierenden Physiker Wilhelm Conrad Röntgen oder in neuerer Zeit mit dem Mikrobiologen Werner Arber, der sich mit seiner Arbeit an bakteriellen Enzymen solange außerhalb des Scheinwerferlichtes einrichtete, bis er 1978 als Entdecker der Werkzeuge der Gentechnologie einem ebenso unverhofften wie wohl verdienten Nobelpreis in Händen wiederfand.

Vielleicht kann derzeit auch ein junger Islamwissenschaftler hoffen, von den Strömen der Weltpolitik an fruchtbarere Gestade gespült zu werden, als zunächst erwartet. Das Worst-Case-Szenario des Orchideenfachlers muss dagegen in der Bereitschaft zum Verlassen des Ursprungsgebietes bestehen, mit der Aufgabe, sich gleich der Wüstenkröte *Bufo alvarius* durch mühevollen Anpassung an eigentlich artfremde Lebensbedingungen ein, dann erwartungsgemäß eher karges, Auskommen zu sichern. Je unwirtlicher das angestammte Biotop, umso größer der Auswanderungsdruck und dann der Verdrängungswettbewerb in den Zuwanderungsgebieten: Immer mehr gelernte Philosophen und Theologen balgen sich im Lebensberatungs-Business mit der dortigen Urpopulation der Psychologen herum, und die Zahl der promovierten Pharmavertreter nimmt immer weiter zu.

Gegen Ende des Studiums stellt sich die Frage nach der Strategie im Umgang mit dem für das Fortkommen erfolgversprechendsten Sozialverband. Vorab ist klar: Im Zeitalter von Big Science stellt das Dasein als Einzelkämpfer keinen Erfolg versprechenden Lebensweg mehr dar. Welcher Arbeitsgruppe soll man sich nun anschließen? Hier stellen sich dem frisch Graduierten dieselben Fragen wie einem Junglöwen auf der Suche nach einem geeigneten Rudel. Eine große Gruppe mit einem dominanten Alpha-Männchen verspricht zwar ein sicheres Auskommen, aber der Aufstieg in der inneren Hierarchie ist durch die Vielzahl des sozial gleichgestellten Nachwuchses erschwert und überdies von der Gunst des viel-

leicht launischen Leittiers abhängig. Also doch Provinzuniversität statt Max-Planck-Institut? Dort mag es intern ruhiger und überschaubarer zugehen, aber die Kampfkraft für den künftigen Griff nach der Macht andernorts wird man sich kaum antrainieren können. Für Löwen gilt ja dasselbe wie für Juniorprofessoren: Ein alter Chef wird fast immer von einem zugewanderten Fremden beerbt, denn Evolutionsbiologie wie akademische Tradition lehren, dass Inzucht zur Degeneration führt. Auch das grausame Ritual der Tötung der von seinem Vorgänger stammenden Welpen durch den neuen Alpha-Löwen kennen wir von unseren Universitäten in zivilisatorisch abgemilderter Form als Verhungernlassen der vom Emeritus ererbten Altdoktoranden durch den neuen Professor.

Und wehe der an lokale Idylle gewöhnten Kleingruppe, die, um in Dürrezeiten bestehen zu können, in Verteilungskämpfe mit Artgenossen aus starken Nachbarpopulationen gerät: ›Vergleichende Evaluation‹ nennt die Hochschulpolitik diese härteste Form des innerartlichen Kampfes ums Dasein. Den Überlebenden eines aufgeriebenen Rudels droht die Ausstoßung aus dem sozialen Verband – für Assistenten heißt das Nichtverlängerung ihrer befristeten Verträge als Folge der Abwicklung des Instituts. Den Glücklicheren unter ihnen wird auch in den neuen Strukturen ein Platz zuteil; sie finden sich dann aber meist am unteren Ende der Hierarchie wieder. Akademisch beliebt sind hier Positionen als Funktionsassistenten für technische Serviceleistungen oder aber als Betreuer von Anfängerpraktika. Auch in Wolfsrudeln finden sich immer wieder solche ›Omega-Tiere‹, die in permanenter Demutshaltung die Aggressionen der Höhergestellten hinnehmen und damit die nicht zu unterschätzende Funktion eines sozialen Blitzableiters ausüben.

Manche der Verdrängten oder Unterdrückten verlässt aber irgendwann der Fatalismus, und sie nehmen ihren Mut zusammen, auf eigene Faust ein neues Rudel zu gründen. ›Start-up-Unternehmer‹ heißen diese Tapferen im bildungspolitischen Neudeutsch, und wie in der Evolution nicht anders zu erwarten, können nur die Stärksten ein neues Biotop dauerhaft erobern. Viele aber haben die aus dem alten Habitat mitgebrachten Vorräte bald aufgezehrt, und reumütige Versuche der Rückkehr werden von den früheren Weggefährten zumeist mit kollektivem Wegbeißen beantwortet. Weh dem, der aus der Reihe tanzt.

In späteren Phasen des Wissenschaftlerdaseins orientieren sich die Karrierestrategien an höheren Zielen als dem nackten Überleben. Nachdem man dank Verbeamtung oder wenigstens Planstelle nicht mehr vom Hunger bedroht ist, geht es um Renommee, Einfluss und, wenn auch auf höherem Niveau als zuvor, immer noch um Geld. Auch hier ist vorab eines klar: Trägheit führt, wenn schon nicht ins materielle Elend, so doch ins Abseits; durchsetzen kann sich nur, wer stärker, schneller oder listiger ist als andere.

An erster Stelle steht auch hier die Frage nach dem intellektuellen Biotop, also dem Arbeitsthema. *Mainstream* oder *Randgebiet*? In Krebsforschung oder Informatik als fruchtbaren und deshalb dicht bevölkerten Regionen der Forschungslandschaft gibt es der Ressourcen, aber auch der Mitbewerber viele. Wo schon so viele mit so großem Aufwand geforscht haben, ist Innovation nur noch in kleinen Schritten möglich; als *der* Sieger über den Krebs oder *der* Erschaffer der künstlichen Intelligenz in die Weltgeschichte einzugehen sind ebenso süße wie unzweifelhaft realitätsferne Forscherträume. Andererseits versprechen hier auch kleine Fortschritte honoriert zu werden, weil es eine Menge Ehre und Geld zu verteilen gibt.

Andere Möglichkeit: Ausweichen in die unerschlossenen Randbereiche des Wissens. Hier lässt sich in größeren Schritten vorankommen als in der überbevölkerten Großforschung, aber im kargen Gelände ist Nahrung knapp. Forschern droht hier dasselbe Schicksal wie Bäumen am Rande der Arktis: Konkurrenz und Fressfeinde gibt es kaum, aber Kälte und Dunkelheit lassen nur kümmerlichen Wuchs zu. In exotischen Forschungsgebieten weisen nicht einmal Erfolge, die in den engen Expertenzirkeln als sensationell gelten, den Weg zur wärmenden Sonne der öffentlichen Anerkennung. Hier ist man wohl dem traditionellen Ideal des Forscher Glücks noch am nächsten, das im Gattungsnamen ›... mülleri‹ für das neuentdeckte Flugsaurierfossil besteht.

In der Natur wie in der Wissenschaft ist es aber keineswegs unmöglich, wenn auch äußerst selten, dass ein einziges Mutationsereignis, eine einzige Idee ein glückliches Individuum unversehens an die Spitze des Ökosystems katapultiert. In der Artengeschichte haben wir Menschen uns vermutlich lediglich aufgrund subtiler Veränderungen in Steuerungsgenen des Affenhirns erst der Sprache und dann des Planeten bemächtigt. In der Wissenschaft machte sich ›lucky Jim‹ Watson mit 25 Jahren als Erstbeschreiber der DNA-Helix unsterblich; Kary

Mullis, der nach der von ihm selbst kolportierten Legende die mit dem Nobelpreis und beträchtlichem Reichtum belohnte Polymerase-Kettenreaktion während einer nächtlichen Autofahrt erdachte, zeigt auf dem Cover seiner Autobiografie mit einem Surfbrett unterm Arm in wenig subtiler Weise, dass er nur noch zum Vergnügen zu arbeiten braucht.

Von solch ikonenhaften Einzelschicksalen abgesehen wird der Erfolg im Forscherleben wesentlich von der Zusammenarbeit mit den Fachkollegen bestimmt; es geht um die Balance zwischen Ehrgeiz und Kollegialität. Was zahlt sich am besten aus: Raubtierleben, Symbiose oder gar Parasitismus? Musterbeispiele für raubtierhafte, höflicher: kompetitive Forschung sind die ›Rennen‹ um vorherbestimmte Ziele. Amundsen gegen Scott, Apollo gegen Sojus: The winner takes it all, neben dem Ruhm auch beispielsweise lukrative Patente. Prominenter zeitgenössischer Vertreter dieses Stils ist Craig Venter, der sich in den neunziger Jahren mit seinem privaten Projekt zur Sequenzierung des menschlichen Genoms frontal gegen die wohlorganisierte, aber betuliche Scientific Community stellte und damit ebenso viele Neider wie Bewunderer anzog.

Dem traditionellen Wissenschaftsethos näher sind symbiotische, kooperative Ansätze. Die Idee ist die des Zusammenlebens von Einsiedlerkrebs und Seeanemone: Jeder möge zum gemeinsamen Projekt das beitragen, was er am besten kann, damit das Ganze mehr werde als die Summe seiner Teile. Das kennen wir als die Philosophie von Sonderforschungsbereichen, und das Modewort vom interdisziplinären Arbeiten hat sich als Schlüssel zu den Schatzkammern von Drittmittelgebern bewährt. Wenn der Erfolg dann da ist, beginnen aber nur zu oft die bitteren internen Verteilungskämpfe um Erstautorenschaften und Doktorandenstellen.

In Natur und Wissenschaft ebenso unbeliebt wie hartnäckig präsent sind Parasiten, die es hier wie dort in unterschiedlichen Spielarten gibt. Am harmlosesten, eher als Saprophyten bzw. Epigonen zu bezeichnen sind jene, die Confirmatory Reports und Übersichtsarbeiten schreibend bestehende Theorien untermauern. Wesentlich aggressiver, aber recht verbreitet sind kuckucksähnliche Taktiken des Profitierens von Kollegenarbeit wie etwa das gezielte Anwerben von Doktoranden, die von ihrer Diplomarbeit her das Know-how der Konkurrenzgruppe besitzen, oder das Ausscheren aus einem Gemeinschafts-





projekt kurz vor dem Ziel, um es alleine zu Ende zu führen. Eher selten und nicht dauerhaft erfolgreich – so ist jedenfalls zu hoffen – ist der klassische Parasitismus der Plagiatoren und Fälscher vom Schlage eines Jan Hendrik Schön, die gleich einem Blut saugenden Insekt nur solange im Schlaraffenland leben, bis sie vom Wirt entdeckt und dann mitleidlos zerquetscht werden. Auch wenn nur wenige Parasiten durchkommen: Die Versuchung des Erfolges ohne Mühe ist so groß, dass es sie wohl immer geben wird, und ihr durch den extremen Selektionsdruck der Kontrollinstanzen erzwungene Einfallsreichtum nötigt dem kritischen Betrachter mitunter sogar zähneknirschenden Respekt ab.

Wie in der Natur gibt es aber auch in der Wissenschaft durchaus legale, ja weise Strategien, aufreibenden Konkurrenzkämpfen auszuweichen und dennoch auf seine Kosten zu kommen. Der eine Weg ist es, sich als Kulturfollower möglichst nah an den bequemen Nahrungsquellen einzurichten, die von der Zivilisation bereitgestellt werden; in der Tierwelt sind Haustaube und Stubenfliege omnipräsente Beispiele dafür. In ganz ähnlicher Weise haben einige Mitglieder der Scientific Community ihre ökologische Nische darin gefunden, sich als Medienintellektuelle zu profilieren und als Vertreter eher strukturarmer Fachgebiete wie Hirn-, Terrorismus- oder Klimafor-schung omniloquent von Talkshow zu Talkshow zu ziehen. Und wie beim Anblick rentnergefütterter Marktplatztauben beschleicht den Zuschauer auch bezüglich manch notorischer TV-Experten der – vielleicht von leisem Neid befruchtete – Gedanke, ob sie in ihrer populistischen Verweichlichung überhaupt noch dem rauen Leben in der freien Wildbahn standhalten könnten.

Der andere, ebenso systemkonforme Weg ist der des honorierten Altruismus, wie ihn Elefantenkühe vorleben, die als ›Tanten‹ den Nachwuchs jüngerer Kühe mitbetreuen und dafür mit sozialer Akzeptanz in der Herde belohnt werden. Auch an jeder Universität gibt es Professoren, die sich besonders hingebungsvoll um die Gestaltung der Lehre bemühen und dafür in Kauf nehmen, nicht immer an vorderster Front der Forschung zu stehen. Gut, dass es sie gibt, aber seien wir ehrlich: Hören wir bei einer Emeritierungsfeier auffallend oft, welch herausragender Lehrer der Alma Mater nun verloren gehe, ist uns der garstige Gedanke nicht fern, dass es bei ihm mit der wissenschaftlichen Qualität wohl nicht so weit her gewesen sein könnte.

Dass in einem sozialen Gefüge, sei es Elefantenherde, Wolfsrudel oder akademischer Lehrkörper, nicht jeder alles gleich gut können kann, ist eine Binsenwahrheit. Die Fähigkeit, seine eigenen Stärken und Schwächen zu erkennen und sich kraft eigener Einsicht an der richtigen Stelle zu engagieren, gilt nicht nur in der Tierökologie als Zeichen eines hoch entwickelten und anpassungsfähigen Systems. Das sollten wir immer wieder auch regelungswütigen Bildungsbürokraten ins Stammbuch schreiben: Nur Flexibilität macht zukunftsfähig, und mit dem Lineal gezogene Karrierewege sind nicht unbedingt trittsicher. Richtig beängstigend wird es aber, wenn groteske Reformideen wie der immerhin kürzlich bei einem Ideenwettbewerb preisgekrönte Vorschlag, künftig ›A-Professoren‹ nur für Forschung und ›B-Professoren‹ nur für Lehre einzustellen, ausgerechnet von Studierenden kommen. Müssen wir uns selber zu Tode regulieren?

Im letzten Satz von *On the origin of species* freute sich Darwin höchstselbst: »There is grandeur in this view of life [...] that from so simple a beginning endless forms most beautiful and most wonderful have been, and are being evolved.« Er hat damit sicher nicht den Wissenschaftlerberuf gemeint, aber nichts hindert uns daran, sein Wort darauf zu beziehen.

#### Literatur

- W. Enard, M. Przeworski, S. E. Fisher et al.: Molecular evolution of FOXP2, a gene involved in speech and language. *Nature* 418, 2002, S. 869–872
- K. Mullis: *Dancing Naked in the Mind Field*. New York 1998
- K. Thum: Die Spaltung von Forschung und Lehre – Das ABC-Prinzip. Ideenwettbewerb »Küss die Uni wach« des Centrums für Hochschulentwicklung, 2003: <http://www.che.de>
- Universität Konstanz, Referat Öffentlichkeitsarbeit: Universität Konstanz entzieht Jan Hendrik Schön den Dokortitel. Pressemitteilung Nr. 85 vom 11. 6. 2004
- M. Weber: Wissenschaft als Beruf. 1918. Potsdamer Internet-Ausgabe (PIA): <http://www.uni-potsdam.de/u/paed/Flitner/Flitner/Weber/index.htm>
- H. Zankl: Fälscher, Schwindler, Scharlatane. Betrug in Forschung und Wissenschaft. Weinheim 2003



Bernd Hillemeier

## Zu Thema Frauenzimmer

*Zu spät kam dem Initiator des Mutter-und-Kind-Zimmers bei den Bauingenieuren in den Sinn, dass er der falsche Mann für dieses brennend notwendige Projekt zur Chancenverbesserung sei: geboren in einer Zeit, in der die Mütter selbstverständlich zu Hause blieben und 80 Prozent der Kinderbetreuung übernahmen, in einem Zweipersonenhaushalt ohne Kinder lebend, tätig in einem Beruf, in dem Frauen bis heute eher die Ausnahme sind.*

Bei dem vor allem in den Medien tobenden politischen Kampf der Frauenbewegung in den siebziger Jahren hatte man sich als Mann oft gefragt, ob man in Sachen Familie und Gleichberechtigung nicht eher der Hilflöse als der Böse sei. Und Mann fragte sich, warum ›die‹ Frauen, wenn sie ›den‹ Männern ihre Macht und ihr Leben ›draußen‹ so neideten, so wenig sichtbar nach draußen und nach der Macht drängten. Massiv kam das Problem der Rollenverteilung der Geschlechter mit dem Eintritt als Professor in die Universität auf den Verfasser dieses Artikels zu. Das Thema – warum sind nicht mehr Frauen an technischen, wissenschaftlichen und überhaupt am Erreichen gehobener Karrieren interessiert – wurde existenziell. Die Gleichberechtigungsgesetze, die Arbeit der Frauenbeauftragten, Frauenförderpläne und -programme wurden zum täglichen Brot des in der Hochschulpolitik Engagierten.

So beschäftigte es ihn natürlich, warum die Frauen ihre beruflichen Chancen in anderen Ländern – auch europäischen – wie Großbritannien, Frankreich, Schweden und Dänemark in so viel höherem Maße als bei uns wahrnehmen. In Deutschland sind etwa 54 Prozent der Arbeitnehmer weiblich, aber nur etwa 4 Prozent Frauen befinden sich in Führungspositionen, und das vorwiegend in so genannten weichen Branchen wie Mode und Gastronomie. In den anderen erwähnten Ländern sind es mindestens dreimal so viele und meistens mehr Frauen und in verschiedenen, nicht nur so genannt weiblichen Berufszweigen.

Gravierend ist der Mangel an Ingenieurinnen. Viele Unternehmen fragen in den Universitäten nach Berufs-

nachwuchs, würden gerne Frauen einstellen, aber obwohl 50 Prozent der Studierenden Frauen sind, sind es immer noch nur um die 20 Prozent, die technische Fächer wählen, etwa 30 Prozent von ihnen arbeiten später als Tutorinnen, Assistentinnen, als Ingenieurinnen, Oberingenieurinnen und nur 10 Prozent als Professorinnen.

Ein gänzlich ungelöstes Problem ist das fast vollständige Verschwinden der Frauen ab 30 aus entscheidenden Jobs im Allgemeinen und besonders in den Technikwissenschaften. Statistiken zeigen, dass in den ersten Jahren Männer und Frauen in Bezug auf Position und Gehalt gleichauf sind, dass mit dem Eintritt in die Familiengründungsphase die Zahlen der Frauen rapide sinken. Der Wiedereinstieg nach der Familienpause wird auch durch den Mythos erschwert, dass in den Ingenieurwissenschaften das Wissen alle drei Jahre überholt wäre, ein Mythos und erwiesenermaßen keine Tatsache. Auffällig ist, dass 2001 7,5 Prozent Ingenieure arbeitslos waren, aber 20 Prozent Ingenieurinnen. Trotz des Fachkräftemangels mochten deutsche Firmenchefs die Lücke meistens nicht mit Hilfe spezifischer Frauenprogramme schließen, nur 12 Prozent waren dazu bereit. Dabei zeigt sich, dass jeder, der ein Ingenieurstudium gut abgeschlossen hat, mit einer wenig verlängerten Einarbeitung wieder leicht in den Beruf hineinfindet.

Das Problem, dass Frauen in den IT-Berufen und an führender Stelle unterrepräsentiert sind, ist augenfällig. Eine Maßnahme dagegen bildete die Einrichtung der Frauenquote. Sie hat mehr Ärger als Erleichterung und Prestigezuwachs für das weibliche Geschlecht gebracht.

Sie gipfelte darin, dass nicht der bessere Bewerber, sondern der weibliche eingestellt wird, dass es unendliche Bewerbungsverfahren gibt und endlose Schriftsätze über jede Nichteinstellung einer Bewerberin.

Besser geeignet, den Frauenanteil anzuheben, sind Projekte, die die Berührungängste junger Frauen mit technischen Berufen durch attraktive Inhalte und vielleicht auch eine Sprache abbauen, die nicht so trocken ist wie die der Technokraten. Der Verein ›Frauen geben Impulse e. V.‹, eine von der Deutschen Telekom AG sowie der heutigen Bundesagentur für Arbeit gegründete Initiative, initiiert und koordiniert zum Beispiel Projekte wie den Girl's Day, den Mädchenzukunftstag, der im April bundesweit veranstaltet wird und den Mädchen der Klassen 5 bis 10 die Scheu vor technischen Berufen nehmen soll. In den vergangenen Jahren ist ein gewisser Trend der Annäherung der Frauen an technische Berufe zu beobachten.

Es folgt eine statistische Momentaufnahme des Bauingenieurwesens an der Technischen Universität Berlin: Von den 834 Studierenden sind 23 Prozent weiblich. Von den 18 Promotionen im Sommersemester 2004 sind 11 Prozent, also zwei, von Frauen abgelegt worden. Die entsprechenden Zahlen in der Architektur sind 2081 Studierende und 46,8 Prozent Frauen bzw. 84 Promotionen und 38,1 Prozent Frauen. Ab April 2005 werden das Bauingenieurwesen und die Architektur an der TU Berlin zu einer gemeinsamen Fakultät verschmolzen.

Am Lehrstuhl Baustoffwesen arbeiten mehr Tutorinnen als Tutoren, dasselbe gilt für die Assistentenstellen. Bei der letzten Ausschreibung meldeten sich zwölf Bewerber, darunter zwei Frauen, genommen wurde eine Frau. Sie war besser ausgebildet, verfügte über die besseren Grundlagen und machte insgesamt einen zielorientierteren Eindruck als die männlichen Bewerber.

Der Trend zu mehr Frauen bei den Bauingenieuren ist also gesetzt. Einen einzigen, allerdings beträchtlichen Nachteil hat dieser Trend: Der erhöhte Frauenanteil führt, wenn zum Beispiel wissenschaftliche Mitarbeiterinnen bei der großen Stellenknappheit durch Mutterschaft ausfallen und ihre Stellen über Monate und Jahre gehalten werden, zu ungeheuren Problemen. Aus allen Untersuchungen zur Frauenförderung aus dem Stand der Literatur und aus den geschilderten Umständen kristallisiert sich heraus: Wer in Deutschland einen Beitrag leisten möchte, dass mehr Frauen Spitzenleistungen erbringen und Spitzenpositionen erhalten, muss sich zuerst

um eine wirklich funktionierende Betreuung der Kinder bemühen und deren Müttern dann flexible Arbeitszeiten gewähren.

Die Idee eines Mutter-und-Kind-Raums war nicht neu, die Vorstellung des alltäglichen Kindergetümmels bei den Bauingenieuren aber wohl doch ungewohnt. Trotzdem wurde der Gedanke sehr gut aufgenommen, nicht zuletzt weil eine Assistentin schwanger wurde, ihr Kind bekam, in Mutterschaftsurlaub ging, für kurze Zeit zurückkam, wieder schwanger wurde und in den Mutterschaftsurlaub ging. Wir hoffen, dass sie uns bald wieder zur Verfügung steht. Auch mehrere promovierende Assistentinnen waren während ihres Rigorosums schwanger. Wenn ein Ruheraum zur Verfügung gestanden hätte, wären oft nur Stunden und nicht ganze Arbeitstage im Falle des Unwohlseins ausgefallen. Ein Räderwerk von Initiativen und bürokratischen Schritten setzte sich in Bewegung, als gehe es nicht um eine im Frauenförderplan längst festgeschriebene Maßnahme, sondern um einen umfangreichen Strukturänderungsakt.

Die Hürden wurden genommen, 3.000 € aus einem Fond des Präsidenten gespendet, ein großer freundlicher Raum wurde ausgewählt und mit einer geeigneten Ausstattung versehen. Der Raum wartet auf die ersten Mütter und Kinder, der Initiator bangt, ob es gelingt, vielleicht gemeinsam mit den auf dem TIB-Universitätsgelände liegenden Firmen, eine Zwölf-Stunden-Betreuung zu organisieren. Wenn diese zweite notwendige Stufe scheitert, befürchtet er statt der Kinder dort demnächst von ihren Mühen ausruhende Kollegen vorzufinden.

[www.frauen-technik-impulse.de](http://www.frauen-technik-impulse.de)



Christiane Fellbaum

## Klimavergleich Deutschland – USA

oder Die unerträgliche Leichtigkeit des akademischen Lebens

Nach 33 Jahren in den USA kehrte ich durch einen ungeplanten Glückstreffer in Form des großzügig dotierten Wolfgang-Paul-Preises wieder nach Deutschland zurück. Meine vergleichenden und sicher oft naiven Bemerkungen zum akademisch-sozialen Klimavergleich kommen aus meiner Rip-van-Winkle-Perspektive, wo wenigstens noch vertraut und vieles fremd ist.

In Deutschland ist es zurzeit ›in‹, angeblich erfolgreiche amerikanische Institutionen nachzuahmen. Im akademischen Bereich werden damit verbundene Konzepte oft neu interpretiert bzw. der deutschen Situation so angepasst, dass merk- und fragwürdige Hybriden entstehen; man denke an Eliteuniversitäten und Juniorprofessuren, die hauptsächlich den Namen mit ihrem US-Pendant teilen. Die Zeit des Umbruchs in Deutschland wäre eine gute Gelegenheit, sowohl das US- als auch das deutsche Modell grundlegend zu prüfen. Mein Fokus sind nicht die universitären Institutionen, sondern Aspekte des gesellschaftlichen akademischen Lebens – betrachtet aus ganz persönlicher Sicht. Und meine bescheidene Empfehlung für den USA-Import ist der Slogan, den man häufig als Autoaufkleber sieht: Question Authority!

### Homo academicus

Als Kinder in der nachkriegsdeutschen Schule sahen wir den Lehrer zwar als Autoritätsfigur, aber eigentlich nicht als richtige Person an. Es war irgendwie unvorstellbar, dass er oder sie banalen Tätigkeiten wie Geschirrabwaschen oder Biertrinken nachging. Den Lehrer gar im Schwimmbad (in der Badehose oder mit Taucherbrille) zu erspähen war ein Ereignis, das unsere Fantasie lange beschäftigte und zu ausgiebigen Schulhofspekulationen führte.

Die Abgrenzung war aber keineswegs einseitig. Unsere junge Sportlehrerin errötete, als sie uns ›gestand‹, sie sei schwanger und müsse mit dem Unterricht aufhören; ebenso war es der Deutschlehrerin schrecklich peinlich,

uns mitzuteilen, dass sie jetzt anders hieße, weil sie geheiratet hatte. So wuchs man mit dem Eindruck auf, dass Lehrer halt nur Lehrer und keine richtigen Menschen sind.

Wenn meine deutschen Kollegen auch diesem kindlichen Glauben längst entwachsen sind, so scheint es mir manchmal dennoch, dass die glaub- und ehrwürdige akademische Person immer noch die Rolle eines nicht-warmblütigen Roboters zu spielen versucht; und dass die Trennung von Mensch und Mitarbeiter noch anerzogen und praktiziert wird. Die meisten Kollegen erzählen nichts oder nur auf Befragung von ihrem Privatleben. Gesellschaftlicher Verkehr findet hauptsächlich innerhalb von Gruppen statt, die sich auf der akademisch-sozialen Leiter definieren und abgrenzen. Anregungen zum gemeinsamen Mittagessen oder Kaffeetrinken kommen eigentlich immer nur ›horizontal‹ oder ›von oben‹, und im letzteren Fall hofft der Einladende, dass sie nicht als ›Befehle‹ interpretiert und ›befolgt‹ werden.

### Gefangenementalität?

Die Grenze zwischen Wissenschaftler und Privatmensch fängt am Feierabend an (übrigens ein Wort, das es im Englischen nicht gibt). Privatzeit wird streng von der Arbeit getrennt und der Feierabend meist pünktlich eingehalten. Am Wochenende fühle ich mich verpflichtet, dem Portier entschuldigend zu erklären, dass ich mein (mir selbst gesetztes) Pensum nicht geschafft habe. Wenn ich zum Mittagessen das Gebäude verlasse, fragt er routinemäßig, ob ich denn noch einmal zurückkäme.

Die strenge Trennung von Arbeitszeit und ›persönlicher‹ Zeit mag zum Teil anerzogen sein, vielleicht durch die mit dieser Trennung verbundene Bürokratie. Meine Mitarbeiter legen mir komplizierte graue Formulare mit detaillierten Urlaubsbeantragungen vor (manchmal nur für einen einzigen Tag), die ich widerwillig unterschreibe – nicht, weil ich den Urlaub nicht genehmigen möchte,



sondern weil es mir scheint, dass Urlaub nicht mit Erlaubnis von anderen, sondern mit Sich-selbst-Genehmen verbunden werden sollte.

Ist nicht eine Grundvoraussetzung für das akademische Berufsleben die Annahme, dass Wissenschaftler ihre Arbeit mit Engagement, Freude und Verantwortung ausführen und anders als der gelangweilte Fließbandarbeiter ihren Feierabend und Urlaub – ebenso wie ihren Arbeitstag – zumindest teilweise nach diesen Kriterien selbst bestimmen? Ein Gesuch um Urlaub scheint nicht nur entmündigend und unnötig hierarchiefördernd, sondern impliziert, dass der Wissenschaftler die Freiheit, selbst seine Urlaubszeit zu bestimmen, missbrauchen würde, wenn er nicht irgendwie kontrolliert wird. Diese Gefangenmentalität mutet im akademischen Leben etwas merkwürdig an.

»My job is a jail« ist eine bekannte amerikanische Phrase. Diese Metapher bezieht sich nicht nur auf den Entzug der Freiheit und Freizeit, sondern auch auf Strafaspekte wie Eingeschlossenheit und Isolation. Die vielen totenstillen Korridore, hinter deren geschlossenen Türen sich zweifellos interessante Kollegen verbergen, erwecken Neugier, denn in den USA ist eine geschlossene Tür suspekt, und dahinter vermutet man – von einem Privatgespräch abgesehen – eine Aktivität, von der die Öffentlichkeit nichts wissen darf.

Doch die geschlossenen Türen stimmen auch melancholisch, denn sie vermitteln den Eindruck einer Institution, wo jeder seine Zeit mehr oder weniger einsam absitzt. Die meisten Gesichter kenne ich nur aus kurzen Begegnungen im Korridor, die mit einem Besuch der Toiletten verbunden sind. Und da möchte man fast lieber aneinander vorbeischaun, als sich bekannt machen. Namensschilder an den Türen sind so klein, dass man dicht herantreten muss, um sie zu entziffern. Soll das den Leser abschrecken, Kollegen zumindest dem Namen nach kennen zu lernen (er könnte ja die Tür vor die Nase bekommen), oder im Gegenteil zum Nähertreten auffordern?

An den mir bekannten amerikanischen Institutionen spielt sich ein großer Teil des wissenschaftlich-gesellschaftlichen Lebens im Büro der Kollegen oder an »öffentlichen« Orten ab. Man steckt seine Nase unangemeldet in die Tür der Kollegen, trinkt auf dem Korridor oder im Kaffeeraum (meist schlechten) Kaffee und diskutiert einfach immer da, wo man gerade aufeinander stößt. An vielen Korridorwänden sind Tafeln angebracht, die zum

Stehenbleiben und Diskutieren einladen. Manche Institute haben regelmäßige Lunch Meetings oder Happy Hours (die natürlich nicht unbedingt immer happy sind), wo Kollegen, die sonst nichts miteinander zu tun haben, sich kennen lernen und diskutieren können.

### Ist Leichtigkeit schwer?

Das gesellige Zusammenleben am Arbeitsplatz (was natürlich einsame Stunden im eigenen Büro nicht ausschließt) verwischt vielleicht einerseits die künstliche Grenze zwischen Mensch und Kollegen/Mitgefangenen/Roboter und erleichtert andererseits das berufliche Miteinander-Umgehen. Es erstaunt mich manchmal, wie wenig selbstverständlich es zu sein scheint, nicht persönlich bekannte Kollegen anzumailen oder anzurufen, auf Tagungen anzusprechen oder nach einem Vortrag herauszufordern. (Die Befragung von Sprechern erfolgt – nach einigen Augenblicken allgemeiner Befangenheit im Saal – nach mir noch nicht ganz entschlüsselten Regeln, die auf der Hierarchie der anwesenden Zuhörer beruhen.) Ich habe nicht nur einmal stundenlang in Gremien und auf Konferenzen am selben Tisch mit Kollegen gesessen, die sich nicht vorgestellt hatten. Und sicher war das keine Unhöflichkeit, sondern eine Art Scheu.

Die Zurückhaltung, die ich oft fühle, mag mit der Selbsteinschätzung und dem Bewusstsein von seinem Platz in der Hierarchie zu tun haben. Als jüngerer Mensch ist man vorsichtig, weil man sich noch beweisen muss und jeglichen Fehler vermeiden möchte. Als Autoritätsfigur läuft man Gefahr, an Autorität zu verlieren, wenn man andere zu nahe an sich heranlässt. Aber ist dieser vermeintliche Verlust an Ansehen und Autorität die strenge Trennung von Arbeitspersona und Privatmensch wert?

Ich bin ein fester Anhänger des Glaubens, dass Lachen Menschen (und sogar Kollegen) verbindet. Besonders wirkungsvoll ist gesunde Selbstironie und das Über-sich-selbst-Lachen, das ich hier manchmal vermisste.

Vor ein paar Jahren nahm ich an einer großen internationalen Konferenz in Südeuropa teil. Beim Festessen holte der Organisator eine Hand voll der eingeladenen Sprecher von ihren Tischen und ließ sie – zur Überraschung aller – die griechische Sage vom Raub der Europa aus dem Stegreif vorspielen. So ritt ich als Europa auf dem Rücken eines Kollegen (hier nur Zeus genannt) zur Belustigung von Hunderten von Teilnehmern über die Ter-



rasse des Hotels. Während ich mich an Zeus klammerte, kam mir natürlich der Gedanke, dass ich mich vielleicht lächerlich machen und meine professionelle Würde verlieren könnte. Aber nach Ende des Schauspiels (bei dem ein unfreiwilliger Komödiant in den Hotelpool fiel) kamen zahlreiche Kollegen auf uns zu und machten uns Komplimente für unsere thespischen Talente. Unter Gelächter wurden neue Bekanntschaften geschlossen.

Meine sicher lächerliche Vorstellung hat meinem beruflichen Ansehen – soweit ich weiß – keinen Schaden bereitet. Sich in Situationen zu begeben, in denen man Schwächen zeigen könnte, oder Schwächen tatsächlich zu zeigen wird viel zu oft als gefährlich angesehen; man hat Angst, dass es ›nach hinten losgeht‹. Dies beruht auf dem natürlich irrsinnigen Glauben, unter dem wir alle zumindest zeitweise leiden, dass nur man selbst Schwächen hat und der andere nicht.

›Question Authority‹ bedeutet nicht nur die Infragestellung der vorgegebenen Autoritäten und Hierarchien, sondern auch die Frage nach der eigenen Autorität und der Selbstdarstellung. Wäre es nicht an der Zeit, die Autorität, die auf Status, Alter, Prestige und Geschlecht basiert, durch eine Autorität, die nur auf Talent und Leistung beruht, zu ersetzen? Letztere ist nicht mit bestimmten Verhaltensmustern verbunden und steht nicht im Widerspruch zu einer Verschmelzung von Wissenschaftler und Mensch.

Diese Autorität bedeutet nicht nur, dass die jüngste Studentin im Saal dem berühmten Professor die erste Frage nach dem Vortrag stellen kann, sondern auch, dass der Professor zugibt, wenn er die Antwort nicht weiß, anstatt die Frage von der Hand zu weisen. Wie angenehm ist es doch, mit Menschen zu arbeiten, die weder Angst davor haben, die Autorität herauszufordern, noch davor, sich bloßzustellen, und die es einfach in Kauf nehmen, dass sie manchmal den Mund zu schnell aufmachen oder Unrecht haben.

Ich habe Bemerkungen überhört, in denen amerikanische Kollegen als ›forsch‹ und ›selbstbewusst‹ charakterisiert wurden; mir selbst wurde nach einem Vortrag in Deutschland ›Aggressivität‹ vorgeworfen. Von allen diesen Prädikaten würde ich mindestens eins, nämlich das Wörtchen ›selbstbewusst‹, positiv bewerten.

Für Frauen bedeutet dieses Selbstbewusstsein oft, einiges von ihren männlichen Kollegen zu lernen, was sie eigentlich gar nicht lernen wollen. Etwas mehr Aggressi-

vität (im positiven Sinne) und weniger Selbstzweifel (was ja nur ein Zeichen von Intelligenz und mangelnder Arroganz ist). Und das Bewusstsein, auch schon als ganz junge Wissenschaftlerin voll- und gleichwertig zu sein. Und: das Recht zu haben, als voll- und gleichwertig angesehen und behandelt zu werden.

Das System Amerika ist aufgebaut auf vielen Generationen von mutigen und talentierten Einwanderern, die es schafften, sich in einer fremden Welt zu behaupten. Es gab keine fertigen Institutionen und keine angewiesenen Plätze und folglich kaum Hierarchien. Auch heutige Einwanderer können nur selten auf fertig geformte Lebensbahnen einschlagen und sich in existierenden Strukturen einnisten. Vielleicht erklärt dies das ›forsche‹ Verhalten vieler Amerikaner sowie ihre scheinbare Naivität und ihren mangelnden Respekt gegenüber Autoritäten. Auch Einwanderern in die Welt der Wissenschaft wird nichts geschenkt außer der Chance, sich selbst zu behaupten und ihr Können zu beweisen.

Julia Fischer

## Die simulierte Professorin

*»Guten Tag! Herzlich willkommen an der Universität von Simstadt. Bitte wählen Sie Ihre Spielfigur aus! Danke! Sie wünschen eine angehende Professorin? Mit welchen Eigenschaften möchten Sie Ihre Figur ausstatten? Publikationswut? Lebensfreude? Managementqualitäten?« Nicht nur im Spiel, auch im echten Leben tauchen solche Fragen auf, insbesondere, wenn seit einigen Tagen ein Ruf an eine deutsche Universität auf dem Schreibtisch liegt. Also schon fast Professorin, aber noch nicht ganz, da die Ernennung noch aussteht. Die Zeit dehnt sich noch einmal, bevor das nervenzehrende Hazard-Spiel endlich zu Ende geht. Eine gute Gelegenheit, den bisherigen Verlauf zu analysieren, die Regeln zu eruieren, die das Geschehen auf dem Spielfeld bestimmen, und mich zu fragen, wie ich – afrikaerprobte Affenforscherin mit heftigem Interesse an der Evolution der menschlichen Sprache – das Spiel auf der nächsten Ebene gestalten möchte. Die Berufung ist für mich auch Anlass, die Personen Revue passieren zu lassen, die mich im Laufe meines Werdegangs beeindruckt und inspiriert haben.*

In der Diskussion um die Reform des deutschen Hochschulwesens geht es immer wieder darum, die »besten Köpfe« zu gewinnen. Wodurch zeichnen sich die Besten aus? Der wissenschaftliche Betrieb ist eine komplexe Angelegenheit, in der aufklärerischer Geist, Bürokratie, Idealismus und Starkult aufeinander treffen; immer mächtiger wird er auch durch marktwirtschaftliche Ideologie geprägt, die paradoxerweise planwirtschaftliche Exzesse gebiert. Wer macht in einem solchen System Karriere? Welche Eigenschaften werden belohnt? Auf die minimalen Voraussetzungen, die handwerklichen Fähigkeiten gewissermaßen, will ich hier gar nicht eingehen, also analytischer Verstand, Ideenreichtum, experimentelles Geschick und ein gerüttelt Maß an Frustrationstoleranz. Aber was soll man sonst noch mitbringen?

**Karriereförderliches**

Die Spieler auf dem Feld blicken prüfend auf ihr Geburtsdatum, denn jung sollen sie sein, das schallt ihnen allenthalben entgegen. Kommen sie noch infrage für die Förderprogramme und Nachwuchsstellen, die mit rigiden Altersgrenzen ausgeschrieben werden? Das Alter bei der Erstberufung solle gesenkt werden, hören sie, und fragen sich, warum dann Berufungsverfahren in Deutschland im Durchschnitt zwei Jahre dauern müssen. Die bunten und schillernden Figuren im Spiel, die Berufserfahrung gesammelt, vielleicht ein zweites Studium absolviert oder unter widrigen Umständen Feldforschung in Papua-Neuguinea betrieben haben, scheinen bei der Fixierung auf das Lebensalter immer seltener zu werden. Zu bemerken ist aber auch, dass viele mit der dauernden Ungewissheit über die eigene Perspektive im Betrieb Wissenschaft nicht fertig werden und das Feld räumen. Übrig bleiben die Nervenstarken und die Unbekümmerten. Als sie noch jünger war, wünschte sich unsere Spielfigur, auf ein Tenure-Track-Feld springen zu dürfen, also die Gelegenheit zu erhalten, sich im Job zu bewähren. Nun muss sie feststellen, dass sie die Ochsentour der Habilitation hinter sich gebracht hat und dennoch auf einer Professur auf Zeit gelandet ist, so dass also weitere vier oder fünf Jahre ins Land gehen, bis sie endlich ein längerfristiges Forschungsprogramm entwickeln kann – oder auch nicht.

Jung sollen die erfolgreichen Spielfiguren also sein und nervenstark, und dann brauchen sie natürlich die Fähigkeit zu networken, das heißt, bei den richtigen Leuten zu landen und die entsprechenden Kontakte zu pflegen. Ein Blick auf die Biografien von Mitgliedern der Jungen Akademie – der Nachwuchsorganisation der BBAW und der Leopoldina – verrät beispielsweise, dass viele die Schützlinge von »großen Namen« sind. Ob es sich hier um eine Korrelation oder eine Kausalbeziehung handelt? Erkennen die besten Wissenschaftler als Erstes die besten



Studierenden, oder umgekehrt? Oder sind es vielleicht nicht immer die besten jungen Leute, die sich bei den großen Meistern der Zunft einfinden, sondern diejenigen, welche die besten Projektionsflächen des Mentors darstellen? Oder die, die das Netzwerken am besten beherrschen? In jedem Fall ist der Wert der Kontakte unbestritten, und Jungforscher in den renommierten Arbeitsgruppen profitieren schon früh von guten Verbindungen. Es geht aber auch anders: Meine Netzwerke lagen zum Beispiel alle in den USA, und ich bin dann doch auf dem deutschen Markt untergekommen.

Für ein zügiges Fortkommen auf dem Spielfeld scheint Durchsetzungsfähigkeit von Vorteil zu sein. Leider ist Erfolg nicht notwendigerweise daran geknüpft, ein netter Mensch zu sein. Wo Engagement aufhört und Kalkülschnäuzigkeit anfängt, ist nicht immer einfach zu entscheiden. Natürlich steht nirgendwo geschrieben, dass man sich einen schlechten Charakter zulegen soll. Trotzdem scheint Anständigkeit derzeit nicht besonders hoch im Kurs zu stehen. Menschliche Defizite sind das eine; das andere ist die Frage, wie genau es die Leute noch mit der guten wissenschaftlichen Praxis nehmen. Ein Jan Henrik Schön ist nur die Spitze des Eisberges: Der ungeheure Druck, der auf vielen lastet, der Zwang, schnell spektakuläre Ergebnisse vorlegen zu können, verlangt ein Maß an Selbstdisziplin und Berufsethos, das anscheinend nicht jeder aufbringen kann. Darunter leiden dann nicht nur Probanden in medizinischen Versuchen, sondern auch Studenten, die den Glauben an die Sinnfälligkeit ihres Tuns verlieren, und Fachkollegen, die sich mit der Aufklärung von Fälschungen aufhalten müssen. Ein schmaler Grat: Ist der Druck zu niedrig, fallen zahlreiche Teilnehmer in eine beamtenrechtlich abgesicherte Winterstarre, ist er aber zu hoch, wächst die Versuchung, nicht ganz sauber zu arbeiten.

Auch ein gewisses Sendungsbewusstsein kann der erfolgreichen Spielfigur nicht schaden, eine tiefe Überzeugung von der Wichtigkeit des eigenen Treibens. Meine Erfahrung mit Naturwissenschaftlern hat mich gelehrt, dass implizit ein Glaubensbekenntnis gefordert wird: Man hat sich der Entdeckung der Wahrheit verschrieben, WAHRHEIT in großen Buchstaben natürlich, was auch immer das sein mag. Wie aber passt dies damit zusammen, dass Forscher eigentlich von Berufs wegen Zweifler und Skeptiker sein sollten? Gilt das Recht zu hinterfragen nur innerhalb eines festgesetzten Rahmens? Es hat lange gedauert, bis ich den Kontakt zu Wissenschaftlern

fand, die sich wirklich kritisch mit ihrer eigenen Forschung auseinander setzen. Eine gespaltene Welt: Als Studentin wurde mir vermittelt, ich solle mich gefälligst auf meine Arbeit konzentrieren und möglichst nicht rechts noch links schauen. Seit ich in die Junge Akademie aufgenommen wurde, erlebe ich, dass die Eliten durchaus den transdisziplinären Diskurs pflegen, insbesondere, wenn er an den schönen Orten dieser Welt stattfindet. Ich war wirklich verblüfft, als ich entdeckte, dass es nicht nur schäbige Seminarräume, sondern auch fein renovierte Tagungshäuser mit Blick auf den See gibt, in die man sich in den besseren Akademikerkreisen gerne zurückzieht, um interdisziplinär und kritisch zu disputieren.

Was ergibt nun die Zwischenbilanz? Welche Attribute gehören zum Erfolgsmodell? Ein zartes Alter, aber unerschütterlich, von sich selbst überzeugt und mit der ganzen Welt vernetzt. Ginge es nach dem Willen der Innovationsapostel, sollte man auch noch unaufhörlich darüber nachdenken, wie die eigenen Forschungsergebnisse in marktreife Produkte umzusetzen sind. Aber ernsthaft: Wirklich wichtig ist eine gehörige Portion Glück. Es gibt viel mehr hoch qualifizierte Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen als Stellen, und wer letzten Endes den Zuschlag erhält, muss deswegen nicht unbedingt besser als die anderen gewesen sein. Und was ist überhaupt mit all denen, die nicht zu den ›Besten‹ gehören, per definitionem ja die Mehrheit der Leute? Das scheint im ganzen Elitendiskurs doch ein bisschen unter den Tisch zu fallen.

Dies wäre meine kleine Sammlung von ›Normen und Werten‹, die angeblich als karriereförderlich gelten. Wie aber waren die Leute, die mich im Laufe meines Werdegangs beeindruckt und geprägt haben, die meine role models geworden sind? Es waren sicherlich keine hochgezüchteten Wissenschaftsmaschinen. Zunächst muss ich an Walter Heiligenberg denken, Neurobiologe und Verhaltensforscher, Professor an der Scripps Institution of Oceanography in San Diego und leider, für viele unfassbar, bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen. Ich besuchte ihn und seine Arbeitsgruppe, als ich versuchte auszuloten, ob die Biologie vielleicht etwas für mich sein könnte. Nur mit einer telefonischen Empfehlung eines Freundes ausgestattet, kreuzte ich in San Diego auf. Er holte mich vom Flughafen ab, blinzelte mich mit seinen braunen Augen freundlich an und lud mich in sein altes goldenes Volvo-Coupé ein. Seine Fami-



lie nahm mich ebenso großzügig in ihr Haus wie die Arbeitsgruppe in das Labor auf. Ich war damals wirklich eine junge Göre, aber alle waren ausnehmend freundlich und geduldig und versuchten, auch auf etwas abwegige Fragen noch eine Antwort zu geben. Mich beeindruckte der egalitäre Stil, die vielfachen sozialen Aktivitäten, die von einem Grillfest auf der Terrasse bis zu einem gemeinsamen Konzert reichten. Es schien sich um eine fröhliche und lebhaftere Lebens- und Arbeitsgemeinschaft zu handeln. Mich hat diese Woche in San Diego zutiefst beeindruckt, und es tut mir heute noch Leid, dass ich meiner Dankbarkeit nicht wirklich Ausdruck verleihen konnte. Ich frage mich immer wieder, ob ich in dieser Woche vielleicht eine Art frühwissenschaftliche Prägung erfahren habe, da ich mich nach einigen Umwegen heute mit sehr ähnlichen Themen beschäftige, die wir damals schon diskutierten: Kommunikation, Lernen und die Frage, ob ein Gehirn sich selbst verstehen kann.

Eine weitere zentrale Person ist Meredith Small, Evolutionsbiologin und Professorin an der Cornell University. Inzwischen hat sie sich der Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnis verschrieben und ist Autorin zahlreicher Bücher und Artikel in populärwissenschaftlichen Magazinen. Gleichzeitig hat sie etliche Preise für ihre Lehrtätigkeit erhalten. Von Meredith habe ich nicht nur gelernt, wie man ordentlich Verhaltensdaten aufnimmt, sondern auch, wo man den besten Lippenstift kaufen kann. Sie war für mich die erste Biologie-Professorin, die ich wirklich lustig fand, und die mit großer Ernsthaftigkeit, aber auch einer gehörigen Portion Selbstironie an die Sache ging. Im Handumdrehen fetzte sie meine Vorstellung beiseite, man müsse entweder ein Backfisch oder ein Eisschrank sein, um sich als Frau in der Wissenschaft einen Platz erobern zu können. Apropos Image-Probleme: In den USA wurde kürzlich eine Umfrage unter Kindern durchgeführt, wie sie sich denn einen typischen Forscher vorstellten. Die Kinder, deren Vorstellung von Wissenschaftlern durch die in den Medien gängigen Klischees geprägt wurden (»seltsam, besessen, zurückgezogen, von sich selbst eingenommen und nicht selten verrückt«), konnten sich anscheinend kaum vorstellen, dass die Frauen und Männer, die die Untersuchung durchführten, selbst Wissenschaftler waren. Sie fanden die Leute »zu normal« oder zu gut aussehend, um als Forscher durchzugehen.

Aber zurück zu Meredith Small, die für mich auch eine wichtige Quelle des so genannten impliziten Wis-

sens war. Sie gab mir einige entscheidende Hinweise, wie man Kontakte zu Kollegen knüpft und solche Beziehungen pflegt. Als ich gerade die Doktorarbeit abgeschlossen hatte, riet sie mir zum Beispiel, meine damals vorliegenden (zugegebenermaßen bescheidenen) Veröffentlichungen an das berühmte Forscherpaar zu senden, das mich nach meinem Vortrag auf einer Konferenz angesprochen hatte. Die beiden luden mich daraufhin zu einem Vortrag ein und boten mir später eine Stelle an. Mich machte auf der Konferenz allein die Vorstellung nervös, dass einer der beiden im Raum sein könnte. Niemals wäre ich auf den Gedanken gekommen, ihnen meine Publikationen zu schicken. Merediths Rat hat mich zu einem folgenreichen Schritt ermutigt.

Ebendiese beiden Wissenschaftler, Robert Seyfarth und Dorothy Cheney, vervollständigen mein persönliches Koryphäen-kabinet. In ihrer Arbeitsgruppe waren wir damals nur zwei Postdocs und zwei Doktoranden, aus vier Nationen übrigens. Die beiden betrachteten die Arbeitsgruppe als eine Erweiterung ihrer Familie, mit gemeinsamem Mittagessen am Freitag und regelmäßigen Einladungen in ihr Haus zu ausgedehnten Dinnerpartys. Hier war es ungeschriebenes Gesetz, das Thema Arbeit zu vermeiden, dafür aber den Abend mit kuriosen Geschichten über Begegnungen mit Löwen, Schlangen oder marodierende Banden zu bereichern. Bemerkenswert war auch das Understatement, das die beiden in Bezug auf ihren Arbeitseinsatz pflegten. Richtig cool war man nur, wenn man trotz maßvollen Zeitaufwandes sehr produktiv war. Oder vielleicht gerade deswegen? Jedenfalls sind die beiden in meinem Feld immer wieder diejenigen, die mit den besten experimentellen Designs aufwarten und die Forschung entscheidend voranbringen. Darüber hinaus verfügen sie über die seltene Fähigkeit, frühere eigene Studien kritisch gegen den Strich zu bürsten und auch mal einzuräumen, dass bestimmte Schlussfolgerungen so nicht mehr zu halten sind. Es hat mich sehr erleichtert, dass es zumindest phasenweise möglich ist, sich nicht zu Tode zu schuften und trotzdem vorne mitzuschwimmen.

Was eint diese Leute? Sie alle betreiben die Wissenschaft mit großer Ernsthaftigkeit, aber daneben gibt es noch ein Leben außerhalb der Forschung. Auch wenn sie mit großem Enthusiasmus an die Sache gehen, so bleibt immer auch Raum für Kritik und Selbstkritik. Und sie sind freundlich, umgänglich und allesamt in den USA tätig – Letzteres mag Zufall sein. Vielleicht liegt es aber auch an



der Struktur der deutschen Hochschulen, die vielerorts behäbige Kolosse geworden sind, in denen wichtigstes Gebot ist, den Dienstweg einzuhalten. Es gibt hier zu wenig Raum für Eigeninitiative und Experimente, dafür zu viel Kleingeisterei und Neid. Die Stimmung ist schlecht, es wird gemault und gemosert, oft auch zurecht. Aber vielleicht würde alles etwas mehr Spaß machen, wenn diese Energie darauf verwendet würde, sich um bessere Lösungen zu bemühen.

#### Das gewisse Etwas

So lebe ich im Moment in zwei verschiedenen Welten: auf der einen Seite gefördert und anerkannt im Honigtopf Junge Akademie, deren Mitglieder voller Esprit und Engagement sind, mit fabelhaften Ressourcen ausgestattet, und der Gelegenheit, auch unkonventionelle Projekte durchführen zu können. Auf der anderen Seite sehe ich den Apparat Universität, eine höchst schwerfällige Institution, in der viel Energie auf Besitzstandswahrung verschwendet wird, anstatt sich zu überlegen, wie man gemeinsam schneller und auch angenehmer rudern kann. Glücklicherweise bietet sich gerade in der Jungen Akademie ein gutes Forum, um zu diskutieren, wie diese Strukturen aufgebrochen werden können. Ich hoffe sehr, dass der Schwung einer neuen Generation höchst motivierter Jungforscherinnen und -forscher nicht durch Kosten-Leistung-Rechnungen und Evaluationen von Evaluationen abgewürgt wird. Auch tun sich an den Universitäten schon hie und da Inseln auf, auf denen es anders zu laufen scheint. Was macht das gewisse Etwas dort aus? Neben fachlicher Exzellenz der Kollegen scheinen ein gutes Arbeitsklima und eine kollegiale Atmosphäre besonders wichtig zu sein. Nun wird immer wieder darüber diskutiert, wie die deutschen Hochschulen verbessert werden könnten. Vielleicht setzt sich ja doch irgendwann die Erkenntnis durch, dass produktiver gearbeitet wird, wenn man gerne arbeitet, auch mit anderen zusammen. Wenn ich so herumfrage, unter welchen Umständen sich Studenten wohl fühlen, dann höre ich oft, dass sie sich ›fair behandelt fühlen‹ wollen und sich transparente Entscheidungen in ihrer Arbeitsgruppe wünschen. All dies kann man wahrscheinlich auf einer Weiterbildung ›Das kleine ABC der Führungskraft‹ lernen, aber ob rigide Altersgrenzen, eine Eliteförderung, die die mittleren Begabungen desinteressiert verkommen lässt, und die Schnellläufer-Ideologie dies befördern, wage ich zu bezweifeln.

Was möchte ich also meinen zukünftigen Studenten und Studentinnen gerne mitgeben? Vor allem sollen sie geschicht denken lernen, das ist das Wichtigste, damit erwerben sie hervorragende Qualifikation für alle anderen Arbeitsfelder. Sie sollen gesicherte Erkenntnisse hinterfragen und bessere Erklärungen entwickeln. Das geht nicht mit Duckmäusern oder Leuten, denen gleich im ersten Semester der Schneid abgekauft wird. Die Kunst wird für mich darin bestehen, im richtigen Moment zur Unterstützung da zu sein, im Übrigen aber zur Selbstständigkeit zu ermuntern. Und ich hoffe, dass sie sich von den Vorzügen kooperativen Verhaltens überzeugen lassen.

Mir fällt auf, dass mich vieles davon an die zentralen Ziele des Kinderladens erinnert, den ich als Sprössling von oft zu Unrecht verschrienen 68er-Eltern besuchte. Wir sollten Verantwortung füreinander entwickeln, zusammenhalten und uns durch autoritäre Strukturen nicht einschüchtern lassen. Und natürlich neugierig und fröhlich sein. »Warum?«, das war die wichtigste Frage damals, und sie ist es heute noch. Wir durften schon als Kinder forschen und experimentieren und entdeckten früh, dass dies eine ebenso ernsthafte wie lustvolle Betätigung darstellt. Das ist doch ein ganz gutes Programm. Ich werde mein Bestes tun.



György Dalos

## Akademgorodok

Glanz und Elend eines wissenschaftlichen Stadtstaats

Die späten fünfziger Jahre hatten der sowjetischen Intelligenz wenig Erfreuliches zu bieten, obwohl manche unverbesserlichen Stalinisten bereits aus den höchsten Machtpositionen entfernt worden waren. In der großen weiten Welt wütete der Kalte Krieg, was innerhalb des Imperiums zu unrühmlichen Kampagnen wie jener führte, die um den literarischen Nobelpreis des Schriftstellers Boris Pasternak für seinen Roman *Doktor Schiwago* offiziell organisiert wurde. Pasternak verzichtete schließlich aus Angst vor der Ausbürgerung auf die Auszeichnung der schwedischen Akademie, sodass Moskaus Stockholmer Botschafter ohne Gesichtsverlust bei dem Bankett aus Anlass der Verleihung des Nobelpreises an drei sowjetische Physiker, Tscherenkow, Tamm und Frank, erscheinen konnte.

Wie jeder kommunistische Führer wollte Nikita Chruschtschew vor allem den Kapitalismus besiegen, im Unterschied zu seinem Vorläufer sehnte er sich aber auch danach, noch vor dem endgültigen Triumph seiner Ideale konkrete Gewinne gegenüber der anderen Seite verbuchen zu können. Deshalb behandelte er den Feind zumindest teilweise als Gegner und trug ein sportliches Element in den Klassenkampf hinein. Im »friedlichen Wettbewerb der beiden Systeme«, allerdings im Schatten der nuklearen Bedrohung und heftiger Stellvertreterkriege, hoffte er auf Pluspunkte nicht zuletzt mit Hilfe der hervorragenden und vielfach gedemütigten wissenschaftlichen Elite seines Landes. So ließ er Pilotprojekte starten, wie die Gründung der sibirischen Abteilung der Akademie der Wissenschaften und der Niederlassung Akademgorodok am Rand von Nowosibirsk.

Bei solcherart großartigen Vorhaben ging es selbstverständlich nie ohne ideologische Statements ab. »Bereits Lenin wies in den ersten Tagen der Sowjetmacht auf die gewaltige Zukunft von Sibirien hin«, erklärte das Akademiemitglied Nesmejanow bei der feierlichen Sitzung der

Akademie und vergaß auch nicht, die diesbezüglichen Entscheidungen des 20. Parteitags der KPdSU zu erwähnen. Was tatsächlich stattfand, war eine Wiederholung der alten sowjetischen Praxis, »Bedingungen zu schaffen«, sprich außerordentliche Finanzmittel und menschliche Ressourcen für ein gigantisches Unternehmen – und sei es auch auf Kosten anderer, weniger lukrativer Projekte – zur Verfügung zu stellen.

In wenigen Jahren wurde das kleine Städtchen als eine Art Sputnik großer, noch zu erwartender Leistungen aufgebaut. Unter der Leitung von Professor Lawrenjew entstand ein naturwissenschaftlich und industriell orientiertes Zentrum, an dem Wissenschaftler optimale Bedingungen für ihre Kreativität vorfinden sollten. Man baute in einer waldreichen Gegend relativ kleine Häuser für die Institute und ihre Mitarbeiter. Die Infrastruktur war mehr an die Bedürfnisse der Einwohner angepasst als bei früheren sozialistischen Stadtexperimenten, wie etwa dem nahe gelegenen Komsomolsk an der Amur. Mathematik und Physik dominierten unter den Disziplinen, und den Nachwuchs stellten hauptsächlich junge Talente aus der staatlichen Universität Nowosibirsk.

Die heute eher bescheiden wirkenden Bauwerke entlockten der offiziellen Journalistik damals Lobeshymnen wie diese: »Die Architektur nennt man gefrorene Musik. Das von uns besichtigte Städtchen könnte man als Symphonie der Arbeit und des Glücks bezeichnen.« So schwärmte die Moskauer Jugendzeitschrift *Junyj Technik* anno 1963. Tatsache ist, dass Akademgorodok in 15 Jahren zu einer kleinen Metropole mit 100 000 Einwohnern anwuchs, von denen 25 000 im Wissenschaftsbetrieb beschäftigt waren. Andere Zentren wie Dubna, die Stadt der Atomphysik, oder Obninsk, die der Biologie, die sich allzu nahe an Moskau befanden, übten keine ähnliche Anziehungskraft aus.

Das wirkliche Privileg bestand wahrscheinlich darin, dass die Wissenschaftler in Akademgorodok sich bewusst waren, Mitglied einer – verschwommen definierten – Elite zu sein, die von der offiziellen marxistisch-leninistischen Ideologie weniger indoktriniert war als die humanitäre Intelligenz. »Der Autobus Nr. 8, der nach Akademgorodok fuhr«, erinnert sich eine Zeitzeugin, »war die intelligenteste Marschroute. In ihm lasen alle Reisenden Bücher, und sie warteten bei den Haltestellen ruhig, bis sie an der Reihe waren.« Allerdings zeigt der Umstand, dass sie den Autobus brauchten, auch, dass die Akademiker für die Bewältigung ihres Alltags – vom Einkauf bis zum Opernbesuch – stark auf das Kreiszentrum, die Millionenstadt Nowosibirsk, angewiesen waren.

Die Denkfreiheit war sicher größer als in gewöhnlichen sowjetischen Städten, aber keineswegs unbegrenzt. Das Bedürfnis nach freierer Kunst wurde ab und zu befriedigt, wie zum Beispiel im März 1968, als ein Festival der Liedermacher im Café Integral stattfinden konnte, an dem damalige Berühmtheiten, wie der später ausgebürgerte Alexander Galitsch, teilnehmen durften. Der Barde Arnold Wolintzew erinnert sich an den grandiosen Erfolg, bei dem viele geheime Tonbandaufnahmen von Songs gemacht wurden, die in der Sowjetunion nicht erlaubt waren. Er erzählt aber auch, dass der großartige Abend in Akademgorodok mit »klärenden Gesprächen« im Moskauer ZK endete, an dessen Ende stand, dass ähnliche Veranstaltungen nicht mehr würden stattfinden können.

Manchmal ging es härter zu. Unter den Mitarbeitern der Institute gab es zahlreiche Deutsche – Töchter und Söhne der von Stalin nach Sibirien verbannten Wolgadeutschen. Diese, so der Historiker Wiktor Krieger, »zeichneten sich durch eine eher untypische kämpferische Geisteshaltung aus«. Sie schrieben Petitionen an die sowjetischen Behörden und forderten kulturelle Rechte für die deutsche Minderheit sowie die Aufklärung ihrer Verfolgung durch Stalin. So kam es in der Stadt am Ufer des Ob im Februar 1983 zu einem Dissidentenprozess, dessen Angeklagte, unter ihnen Mathematiker, Ökonomen und Sozialwissenschaftler (Konstantin Asmus, Wiktor Axt, Wjatscheslaw Maier und andere) für »vorsätzlich unwahre Aussagen über die Lage der Deutschen in der UdSSR« verurteilt wurden.

Und doch: »Seltsame Menschen bewohnten diese Stadt: Sie dachten und sprachen quer«, behauptet einer der Gäste jenes Festivals, Jurij Kukin. Es war kein Zufall,

dass unter den Fittichen der Naturwissenschaften zunehmend auch neue Ideen Verbreitung fanden. An der Wirtschaftsfakultät entstand um die Professorin Tatjana Zaslawskaja eine Gruppe für angewandte Forschung, deren Bericht von 1984 über den tatsächlichen Zustand der sowjetischen Wirtschaft die Parteiführung schockierte. Dieser Bericht wurde zum Ausgangspunkt der Reformpläne von Gorbatschow; die Wissenschaftlerin wurde nach Moskau eingeladen, wo sie eine Zeit lang den Generalsekretär beraten durfte. Heute kann man sagen: mit mäßigem Erfolg. Die Konsequenzen sind bekannt.

Was in den neunziger Jahren mit dem sibirischen Tempel der Wissenschaft geschah und teilweise heute geschieht, wird von den westlichen Medien häufig dramatisch geschildert. Vor allem in der Regierungszeit von Boris Jelzin machte die Abwanderung der Wissenschaftler nach Westeuropa und Amerika keinen Halt vor Akademgorodok. Die Infrastruktur der Modellstadt war angesichts der mangelnden staatlichen Subvention zerrüttet, viele Institute leisteten nur noch Zuarbeit für ihre westlichen Partner. In Sibirien trug die jeweilige Wetterlage zu den katastrophalen Zuständen bei. Extreme Kälte und Hitze eignen sich zwar für die Forschung als idealer Gegenstand, sind jedoch schlechte Voraussetzungen für die Forscher, die unter diesen Bedingungen leben müssen. Wenn das »Einheitliche Energiesystem Russlands« die Heizung bei Minus 40 Grad ausschaltet, weil das Städtchen die Stromgebühren nicht zahlen konnte, oder, wie in diesem Sommer, den Einwohnern des Kreisentrums kein Warmwasser mehr liefert, dann denken manche Physiker, Chemiker, Mathematiker und Biologen, Einwohner der viel gelobten Chruschtschowki, selbst an eine nordnordwestliche Arbeitsstelle mit nostalgischen Gefühlen.

Die von Präsident Putin initiierte Konsolidierungspolitik erstreckte sich auch auf das Prestigeprojekt Akademgorodok. Auf ihrer Webseite rühmt sich die Institution ihrer mehr als 50 Einrichtungen, schlägt Zusammenarbeit mit westlichen Partnern vor und bietet sogar Leckerbissen für Touristen an. Die Reisenden können nun in der Pizzeria »New York« essen, im Café »New York Times« erholsame Gespräche führen. Aber der Wunsch »Nichts wie weg!« überwältigt die Akademiker immer wieder, vor allem die neue Generation. Junge Frauen und Männer – die Satiriker der zwanziger Jahre, Ilf und Petrow, nannten sie »Knaben und Mädchen beider Geschlechter« – geben auf Englisch Eheannoncen per Internet auf. Und wozu



sich die deutsche Sprache eignet, erklärt das Lernzentrum des Goethe-Instituts in Nowosibirsk unmissverständlich: »Möchten Sie sich um ein Stipendium für ein Studium an einer Universität in Deutschland (bzw. in Österreich, in der Schweiz) bewerben? Für ein Jahr als Au-Pair in einer deutschsprachigen Familie leben und arbeiten? In Deutschland (bzw. in Österreich, in der Schweiz) ein Praktikum absolvieren oder arbeiten? [...] Geschäftskontakte nach Deutschland oder zu anderen deutschsprachigen Ländern knüpfen? Auf Reisen in deutschsprachigen Ländern leichter mit den Einheimischen in Kontakt kommen? [...] Ihre Berufschancen in Russland verbessern?«

Mag sein, dass die Hoffnung als Letzte stirbt, wie ein wahrscheinlich aus Russland (nach anderen Quellen aus Brasilien) stammendes Sprichwort sagt, aber die Illusion überlebt sie. Der ursprüngliche Agronom und Biophysiker, heute Publizist, Anhänger der Wissensgesellschaft, Befürworter der Wiederherstellung des Russischen Reichs in seinen Grenzen vor 1917, Jurij Krupnow, empfahl Anfang dieses Jahres, Akademgorodok, ebenso übrigens wie die geheime Atomstadt der vierziger Jahre Arsamas 16, als mögliches Modell eines Stadtstaats, der – angelehnt an die griechische Polis und die römische Civitas, aber auch den modernen japanischen Technopolen – zum Modell für das neue russische Staatswesen werden könnte. Die führende Rolle in diesen Städten sollten die Forschungszentren ausüben, die neue Technologien entwickeln. »Aber«, fügt Krupnow hinzu, »die neuen Technologien dienen nur als Instrumente für die Schaffung eines Systems der Wechselwirkung zwischen den Menschen einerseits und zwischen Mensch und Natur andererseits.« Der Protagonist dieses utopischen Staatswesens soll eine Art assoziierter Eigentümer (sobstewenik) und Steuerzahler sein, der unter der Führung gewählter Vertreter die kommunale Wirtschaft steuert und kontrolliert.

Ob der »assozierte Eigentümer« in Krupnows Sonnenstaat in der Tat reibungslos mit der technologischen Obrigkeit zusammenarbeiten wird, wissen wir nicht. Utopien sind per definitionem Trauminseln in der Wirklichkeit, der Begriff bedeutet ohnehin »Ort, den es nicht gibt«. Hingegen war Akademgorodok, als Teil des russischen Staates, durchaus real und aus der Biografie des Pläneschmiedes geht nicht hervor, dass er dort irgendwann tätig gewesen wäre. Sonst hätte er wohl unweiger-

lich darüber nachdenken müssen, was die richtige Methode wäre: geeignete Menschen für Städte zu finden oder bewohnbare Städte für Menschen zu errichten?



Rainer Maria  
Kiesow

## Wissenstransfer, nach Dalmatien

- Ihre Papiere bitte!
- Bitte sehr.

Der Polizist trug eine dunkelblaue Uniform, die seinen Körper ein klein wenig einzuschnüren schien, die Hosen etwas zu kurz, ungeschlachte, rundliche schwarze Schuhe, die Mütze strebte vom Kopfrand weit nach außen, wie ein breiter Suppenteller mit flachem Deckel, der Kopf wirkte klein, obwohl das Gesicht, nicht fett, aber doch wohlgenährt und irgendwie satt und ernsthaft aussah. Bauernhände. R. hatte von seinem Sitz aus eine gute Aussicht.

- Wo wollen Sie hin?
- Nach Korčula.
- Von wo kommen Sie?
- Frankfurt.
- Fahren Sie da rechts hinten auf den Parkplatz für Lastwagen.

Es war Sonntag, zehn Uhr abends. Erste Dezemberluft. R. war schon hundert Mal hier gewesen, aber noch nie auf dem Parkplatz für Lastwagen.

- Die Scheibe.
- Wie bitte?
- Den Fahrtenschreiber, Sie müssen das haben.

R. war am Abend zuvor losgefahren. Den 7,5-Tonner, den er gerade noch fahren durfte, hatte er nach nicht geringen Schwierigkeiten von einer Autovermietung bekommen. Den ganzen Samstag hatten fünf Mann die Wohnung ausgeräumt und den Lastwagen beladen. Ein letzter Tee bei einem Freund zwei Straßen weiter. R. fuhr los.

– Sie haben die Scheibe nicht gewechselt. Pausen, keine Pausen. Das geht nicht. Als professioneller Fahrer würden Sie jetzt den Führerschein verlieren, aber gut. Bußgeld müssen Sie aber zahlen. 500 €. Und jetzt fahren Sie bitte auf die Waage!

R. wusste: Jetzt ist es aus. Schon in Frankfurt hatten ihm die Möbelpacker gesagt, na ja, vielleicht haben Sie Glück, und es gibt keine Kontrollen auf der Autobahn, und an der österreichisch-slowenischen Grenze ist die Lkw-Abfertigung mit der automatischen Schwerlastwaage geschlossen, und danach, das ist der Balkan, da kann alles und nichts passieren. Und jetzt war es passiert.

– Zehn Komma drei Tonnen, sagte der Polizist, als er aus dem Wiegehäuschen wieder herauskam, fünf Tonnen sind das Leergewicht, er blickte vom Fahrzeugschein auf, zweieinhalb dürfen dazu, Sie haben mehr als das Doppelte.

– Was heißt das?, fragte R., idiotischerweise, aber irgendetwas musste er sagen.

– Das heißt 3.000 € Bußgeld.

Die beiden standen sich vor der geöffneten Fahrertür gegenüber. Es war neblig trüb, die Lichter des Grenzpostens schienen nur schwach, die Gesichter waren kaum zu erkennen. R. nestelte an seinem Portemonnaie.

– Könnten wir das nicht irgendwie anders regeln, sagte er leise, obwohl ihn sonst niemand hören konnte.

– Nein, so geht das hier nicht.

– Aber ...

– Nein, wirklich nicht. Da ist nichts zu machen.

– Dann fahre ich wieder zurück.

– Sie dürfen nirgendwo hinfahren. Der Lastwagen muss hier bleiben. Er darf erst wieder bewegt werden, wenn das zulässige Gesamtgewicht nicht mehr überschritten ist.

– Was heißt das, fragte R., immer noch begriffsstutzig.

– Sie müssen einen zweiten Wagen herbeischaffen und umladen, das Gewicht verteilen.

– Und wie?

– Das ist Ihr Problem. Rufen Sie die Autovermietung an.

– Das kann ich nicht, geht nicht, weiß nicht ...

– Überlegen Sie es sich, mein Herr, Sie können im be-



nachbarten Ort übernachten, 20 Minuten zu Fuß. Denken Sie nach. Ich muss zurück auf meinen Posten.

Das ist Ihr Problem. Der Kerl hatte Recht. Warum hatte R. nur diese verrückte Idee gehabt, seine Sachen nach Korčula zu schaffen, und dann auch noch selbst? Der Spediteur in Frankfurt hatte ihm ein Angebot gemacht. 10.000 €. Impossible. R. war zwar Jurist, aber nicht einer von der gut verdienenden Sorte, sondern einer von der sich nachdenklich gebenden. So etwas wie ein Rechtshistoriker. Wissenschaftler also. Er konnte sich das nicht leisten, also war er selbst gefahren. Jetzt war er hier gelandet, auf den Höhen des istrischen Karsts, an einem winzigen Grenzübergang, inmitten eines Niemandslandes. Die slowenisch-kroatische Grenze. Was für ein Mist! Früher gab es diese Grenze gar nicht – und mit den Jugoslawen, nun, mit denen hätte sich vielleicht reden lassen, die wollten nicht in die Europäische Union, wollten noch nicht korrekt sein. Weltpolitisch nicht und lokalpolitisch auch nicht. Und jetzt diese kroatische Visage. Überdimensionierter Suppenteller auf der Rübe. Das ist der Fortschritt in der Geschichte. Neue Polizistenmützen und keine Bestechungen mehr. Dafür steht man jetzt hier, kann nicht vor, nicht zurück, hier an der letzten Grenze. Nur noch 20 Kilometer nach Rijeka, lächerliche 20 Kilometer zum Meer, zum Hafen, wo morgen, Montagabend, das Fährschiff ablegt, Richtung Dubrovnik, vorletzte Station Korčula, Ankunft Dienstagmittag, wenige Meter vom Haus entfernt.

– Und, was haben Sie sich überlegt?, fragte der Polizist R., der nach einer Weile vom Parkplatz zum Grenzhäuschen gegangen war.

– Ich weiß wirklich nicht, wo ich einen Lastwagen herbekommen soll, kennen Sie nicht jemanden, der einen hat.

– Gehen Sie wieder zurück, und setzen Sie sich ins Fahrerhaus, dort ist es wärmer, und warten Sie.

Vor zehn Tagen hatte R. seine Antrittsvorlesung gehalten. Sein Vater besuchte das erste Mal eine Universität. Sieht ja ziemlich heruntergekommen aus. Es gab Häppchen und Champagner aus dem Hause Bach. Hier hatte R. studiert, und jetzt war das Studium endgültig zu Ende. Durchqualifiziert. Seine Frau konnte nicht kommen. Musste arbeiten. In Paris. Dort lebt sie. Paris, ach Paris. Ihre Wohnung, elf Meter lang, zwei fünfzig breit, drei Schritte zur Seine, romantisch, unter dem Dach, Poutres apparentes. Hier hatte er auch studiert, nicht nur, geforscht, nicht nur, geheiratet, nicht nur, gelebt. Und er

lebte zuweilen immer noch dort, wenn es seine Arbeit, das, was man die Tätigkeit an einem deutschen Institut der wissenschaftlichen Grundlagen- und Spitzenforschung nennt, erlaubte. Und sie erlaubte ihm so ziemlich alles. Nachdenken, Lesen, Konferenzen, Vorträge, Gespräche, Einblicke, Ausblicke, Schweigen, Schreiben, Nichtdenken. Nur Paris war weit.

Es klopfte. R. kurbelte die beschlagene Scheibe runter.

– Sie brauchen Hilfe?

– Ja, Moment.

R. stieg vom Führerhaus herunter. Es war ein anderer Polizist. Kleiner, schwächling, ein Untergebener, trotz der gleichen Suppentellermütze.

– Sie brauchen einen Wagen?

– Ja, einen zweiten Lastwagen.

– Ich kann Ihnen einen besorgen. Meine beiden Cousins aus Opatija haben einen. In 30 Minuten könnten sie hier sein.

– Das wäre ja ganz wunderbar.

– 100 €.

– Ja, bitte, gerne, danke, einverstanden, danke vielmals, Sie haben mir sehr geholfen.

Paris war weit. Als R. ein Stipendium für Paris bekam, hatten sie zusammengelebt. Vor Jahren. Ein Jahr lang. Seitdem nur am Wochenende. Jedes zweite. Oder dritte. Weihnachten, Ostern, August. Das nennt sich modern. Oder schick. Ein großer Literaturwissenschaftler schreibt in der *Rundschau*, in Amerika, genauer gesagt, in Kalifornien, sei es inzwischen modern, verschiedenste Lebensformen gleichzeitig zu leben, zu genießen. Getrennt, zusammen, getrennt und zusammen, mit Freunden, ohne Freunde, mit einigen Freunden, mit Kollegen, ohne Kollegen, vormittags so, nachmittags anders, nachts erst recht. Wer hätte das gedacht? Stendhal, Balzac, Sartre, warum fallen R. immer Franzosen ein?, wussten schon vor langer Zeit, was der große deutsche und kalifornische Literaturwissenschaftler weiß. Auch Picasso wusste die verschiedenen Leben in einem zu zeichnen. Zerstörungen, nichts als Zerstörungen. Welche Augen! Zerstörte Frauen. Und verstörte Männer. Das ist modern. Ach! Die großartigsten Erklärungen, Beobachtungen, Meinungen, Entwürfe, Pläne, Stile können niemals überzeugen. Das Leben lässt sich nicht überzeugen, es lässt sich nur leben, bis zum bitteren Ende. Janis Joplin, ein wildes und melancholisches Leben, eine schwermütige und sanguinische Selbstvergessenheit, der alle posthumen feministi-

schen und selbstbewegten Vereinnahmungsfantasien nichts anhaben können, Janis Joplin sang in *Me and Bobby McGee*: »Freedom's just another word for nothing left to lose«. Genau. Alles andere sind schöne Reden. Entwirf dich! Als ob man sich entwerfen könnte, wenn man geworfen wird. Sie ist auch Wissenschaftlerin, lehrt an einer Pariser Universität. Double Careers. Kalifornisch, Newyorkinisch, Deutsch. Coupled Careers. Das fehlte noch. Der andere ist die Hölle. Ob das ein Lebensentwurf ist? Der Unsinn ist grenzenlos, wie die Selbstbespiegelung. Wie hoch ist die Scheidungsrate bei Professoren? Ach, zum Teufel mit den Professoren! Man lebt allein. Immer nur allein. Der eigene Kopf. Paris ist weit.

– Was machen Sie da? Sofort aufhören! Alles wieder zurück!

Ein mittelgroßer Mann in mittelgrauer Uniform, barhäuptig, herrschte R. an, der damit begonnen hatte, bis zur Ankunft der Cousins einige Sachen auszuräumen, damit es dann schneller ginge.

– Die Polizei hat ...

– Die Polizei interessiert mich nicht. Die Sachen wieder zurück in den Wagen.

– Aber der Polizist ...

– Nix Polizei! Die Ladung muss verzollt werden. Verstehen Sie, Zoll!

R. verstand. Er hatte sich zu früh gefreut. Er folgte dem Zöllner ins Grenzzollamt.

– Die Speditionspapiere bitte!

– Was bitte?

– Speditionspapiere!

– Habe ich nicht, und ich weiß auch nicht, was das ist.

– Kommen Sie mit!

Sie gingen vor die Tür, wo der Zöllner R. eine im Dunkeln kaum zu erkennende Baracke zeigte, in der die Grenzspeditionsbüros untergebracht waren. R. ging hin. Nur zwei Büros waren besetzt. Er bat um die erforderlichen Papiere, die beiden jungen Frauen hatten für seinen Fall keine Vorlagen, sie schickten ihn wieder zurück.

– Und?

– Nichts! Die konnten mir keine Papiere geben.

– Was haben Sie geladen?

– Ein paar kleinere gebrauchte Möbel, sonst nur Bücher, das meiste sind Bücher, so ungefähr 10 000.

– 10 000 Bücher?

– Ich denke schon.

– Moment.

Es war Mitternacht. Zwei, drei Autos hatten in den vergangenen zwei Stunden die Grenze passiert. Der weiß lackierte Mietlastwagen war das einzige Fahrzeug auf dem Parkplatz. Auf dem Rückweg zur Zollbaracke hatte R. den ersten Polizisten mit zwei Kollegen scherzen gesehen. Ein Pritschenwagen stand an der Grenze, von Kroatien kommend. Zwei Männer saßen drin. Der Empfangsraum des Zollbüros sah heruntergekommen aus. In der Mitte eine Art Tresen, hinter dem die Beamten wohl die Zollpapiere prüfen. Es war niemand da, außer R. und dem Zöllner, der an eine Tür an der rückwärtigen Wand klopfte. Sie wurde von innen geöffnet. Schwaden von Zigarettenrauch quollen heraus, Musik und Gelächter, von Männern und Frauen, waren zu hören. Der Zöllner sagte etwas zur Tür hinein, und ein wenig später kam ein anderer mittelgrau Uniformierter heraus. Die dicklichen Wangen gerötet, schwitzend, nüchtern. Der Chef. Die beiden sprachen miteinander. Der Zöllner sagte, das ist einer von uns, er spricht unsere Sprache.

– Wie viel Bücher?

– 10 000 in 300 Kisten.

– Und sonst?

– Nur Kleinigkeiten, alte Sachen.

– Was machen Sie in Korčula?

– Da habe ich ein Haus, von meiner Mutter geerbt, und da möchte ich einen Teil meiner Bibliothek hinschaffen, um dort arbeiten zu können. Ich bin Wissenschaftler.

Was für eine Schnapsidee! Aber es war sein Land. Paris, Frankfurt, er liebte beide Städte, aber Dalmatien, Süddalmatien, Korčula, die Stadt und die Insel, Dubrovnik, wo seine Mutter geboren worden war, das war seine Sehnsucht. Sehnsucht und Wissenschaft haben nichts miteinander zu tun. Nicht mehr? Vielleicht. Vielleicht war das einmal anders, wer weiß das schon. Heute jedenfalls ist Wissenschaft Arbeit. Letztlich eine Arbeit wie jede andere. Dafür sprechen zumindest die Allüren der Wissenschaftsarbeiter. Und vor allem die Ergebnisse. Es sind Arbeitsergebnisse. Die Rattentöter verlängern wenigstens noch das Leben, wohin das Erleben dieses Forschungsergebnisses auch führen mag. Die Staubschlucker verlängern nur die Langeweile, und wohin diese führt, kann jedermann in jeder beliebigen Bibliothek verfolgen. Es ist grauenhaft. Und am grauenhaftesten ist, dass das Leben in den toskanischen, burgundischen, bretonischen, katalanischen, mallorquinischen und kalifornischen Denk-



refugien, dieses grenzenlose Erleben in den professoral-intellektuellen Zweitwohnsitzen, nichts nützt, der Fantasie, dem überraschenden Gedanken, der verrückten Idee kein Leben einhaucht. Man sieht nur Grauen erregende Arbeiten, denen kein Ort jemals etwas anhaben konnte. Die Ruhe, die man zum Nachdenken braucht. Nach den Arbeiten, die dabei herauskommen, wäre fast immer Unruhe wünschenswert gewesen. Aber vermutlich kommt es gerade auf diese Unterscheidung gar nicht an. Die neugierige fröhliche Wissenschaft lässt sich nicht aus dem Rosengärtchen am Gardasee pflücken, und die Rattentöter bleiben ohnehin zu Hause, nicht genügend Opfer am Lago Maggiore. Keine Meeresbrise, kein Lavendelduft, kein Madeleinegeschmack hat jemals aus einer Arbeit einen intellektuellen Genuss gemacht. Martin Heidegger und die Holzwege im Schwarzwald? Isaac Newton und die Apfelbäume im Garten? Niklas Luhmann und die Kausalität im Süden? In Lecce, Apulien? Vielleicht. Marcel Proust hat sich eingeschlossen, Borges war blind, Sartre hasste die Natur und die Menschen, Camus und die Sonne? Vielleicht auch nicht. Die Wissenschaftsbeamtenprofessoren gehen in ihrer Arbeit dem Leben eher aus dem Weg. Das Leben hat einen Hautgout. Kein Leben in Sicht. Dann spielt es auch keine Rolle, wo man lebt. Keine Rolle für die Wissenschaft. Ja, eine Schnapsidee, eine absolute Schnapsidee.

- Was sind das für Bücher?
- Alles Mögliche. Fachliteratur, normale Bücher, Romane und so.
- In welcher Sprache?
- Deutsch, Französisch, Italienisch, Englisch, hauptsächlich Deutsch.
- Gut, privat genutzte Bücher sind Kulturgut, also zollfrei. Und der Rest, was ist der Wert?
- Keine Ahnung, das sind gebrauchte Sachen.

Der Chef tuschelte mit seinem Zöllner, R. bekam eine Zollrechnung über 200 €, wurde zur Grenzbank geschickt, ein weiteres, diesmal vollständig unbeleuchtetes Gebäude, in dessen Eingangshalle ihn ein vom Ende eines Korridors her scheinendes Lichtchen zum Bankschalter führte, hinter dem ein einsamer Mann rechnete. Er bezahlte und kehrte zum Zöllner zurück, der nun, ohne die gesamte Ladung auch nur einmal inspiziert zu haben, die Umladung erlaubte. Die Cousins warteten schon seit einer Stunde. Gemeinsam mit R. luden sie einige Kisten um. Der Pritschenwagen sackte auf seine Achsen, der

Lastwagen war kaum erleichtert. Sie schlossen die Ladeflächen. R. ging zur Grenze, wo der erste Polizist stand, um seinen Pass, der ihm Stunden zuvor abgenommen worden war, wiederzubekommen.

– So, wir sind fertig. Vielen Dank noch mal. Kann ich jetzt losfahren?

– Noch nicht. Wir müssen sehen, ob es in Ordnung ist. Fahren Sie noch einmal auf die Waage!

Eine irrsinnige Idee. Eine Bibliothek in Korčula. Sicher, letztlich war es Zufall, dass es so gekommen war. Die Wohnung in Frankfurt zu teuer, die Waldhütte im Taunus zu klein, die Wohnung in Paris ohnehin winzig, wohin also mit den ganzen Büchern? Nach Dalmatien. Da war Platz, viel Platz. Also keine Romantik, kein Refugium, kein Rückzug, sondern blanke Notwendigkeit. Platznot. Natürlich hätte es andere Möglichkeiten gegeben. Aber dann war da die Sehnsucht.

– Wie viel darf der höchstens wiegen?, fragte der Zöllner, der anstelle des Polizisten in das Wiegehäuschen gegangen war und jetzt wieder herauskam.

– Sieben Komma fünf, antwortete R.

Der Zöllner ging zu dem abseits stehenden Polizisten und sagte etwas zu ihm, eine Zahl. Der Polizist nickte leicht, kam auf R. zu und gab ihm seinen Pass zurück.

– Gute Reise!

Es gibt keinen Zusammenhang zwischen dem Standort der Bücher und dem Standort der Ideen. Wo ist es am ruhigsten, am schönsten, am herrlichsten für das Denkgeschäft? Warum spricht niemand von der karibischen Wissenschaft und dem Rückzug der Gedankenträger aufs ruhige Barbados? Dabei kann dort doch jede Denkanstrengung nur die reinste Erquickung mit der Folge von allerhervorragendsten wissenschaftlichen Ergebnissen sein. Der mangelnde Zusammenhang zwischen Ort und Denken hängt weniger mit der ohnehin in letzter, aber auch schon vorletzter Zeit ins Gerede gekommenen Dichotomie von Materie und Geist zusammen, sondern vor allem damit, dass die Idee des Transfers zwischen Orten, zwischen Ideen, zwischen Orten und Ideen, selbst auf einer Irreführung des Denkens beruht. Wie die anderen, mit dem Transfer verwandten, Hauptwörter des großspurigen Gedankenflusses, etwa Rezeption, Übertragung, Einfluss, Tradition, Inszenierung und letztlich auch Struktur, wie also bei allen Modellen des Denkens, die, wie versteckt und verschämt dementierend auch immer, von Sendern und Empfängern träumen, vergisst der Wis-

senschaftler, der es nicht lassen kann, dem Grund auf den Grund zu gehen, dass es ebenjenen Grund nur in seinem beobachtenden Kopf gibt. Die Welt im Kopf. Die Welt ist immer nur im Kopf. Da draußen ist nichts. Kein Paris, kein Frankfurt und auch kein Korčula. Die ganzen Rationalismen, Vernünfteleien, Natürlichkeiten und Menschentümeleien können die umherirrenden Gedanken in den Köpfen der Menschen nicht in die Bahn zwingen. Und Wissenschaften sind erst recht keine Denkbezwinger. Nein, Wissenschaften sind die gewaltigsten Irrtumfabriken, die es gibt, geht es doch nur hier um Wahrheit. Wenn aber der Irrtum das Konstituens der Wissenschaftsproduktion ist, wenn also der Hüter des Wahrheitscodes die so genannten Wahrheiten auch nur im Kopf herstellen kann, wenn also der Kopf regiert, über Irrtum und Wahrheit herrscht, dann ist das Leben selbst grundlos und sind die Orte des Lebens ohne Bedeutung. Die unendlichen Einzelheiten, aus denen sich das menschliche Leben zusammensetzt – wer wollte sich da zurechtfinden, den Grund finden, Gründe feststellen. Multi-Kausalitäten? Grund-Sätze? Warum hat R. seine Bücher nach Dalmatien transportiert? Warum hat der Polizist ihn ohne Bußgeldzahlung am Ende die Grenze passieren lassen, wo er es doch schon am Anfang hätte tun können, die Differenz betrug allenfalls eine halbe Tonne? Warum schreibt R. so, wie er schreibt? Warum schreibt ein anderer so, wie er schreibt? Die Geschichten, die darüber immer nur erzählt werden können, die verschiedenen, übereinstimmenden, sich widersprechenden Erzählungen zeugen von der niemals zu fassenden Frage: Wer weiß? Die Erzählungen des Wissens, eines ständig hin und her reisenden Wissens, könnten die herrlichsten Zeugnisse geben von dem Reichtum der in den Menschenköpfen sich ständig verirrenden bücherwissenschaftlichen Anstrengungen, seien es historische, literarische, philosophische oder sonstige. Ein möglicher Reichtum, der von unseren Pedanten des Wissenschaftsbetriebs kaum ausgelebt wird. Warum? Das Leben? Am Ende kommt es vielleicht doch auf das Leben an. Ohne Grund. Die Lebenswissenschaften haben ihn noch nicht gefunden. Und die Lebensschriften erzählen für dasselbe Leben immer etwas anderes. Biografien sind Notate des Uneindeutigen, des uneindeutigen und bedeutungslosen Lebens. Bedeutungslos? Wer weiß.

- Bitte sehr.
- Danke schön.

Die Cousins nahmen das Geld und fuhren nach Hause, nachdem sie und R. kurz nach der Grenze mit den beiden Wagen auf einen Waldweg abgelenkt waren und alles wieder in den großen Lastwagen gepackt hatten. R. fuhr runter nach Rijeka zum Hafen. Es war drei Uhr morgens. Er war angekommen. Die Adria. Jetzt konnte nichts mehr passieren. Jetzt konnte er bloß noch untergehen. Eine irrwitzige Idee war das gewesen. Was sollte er zu Hause nur erzählen?





Michael Daxner

## Südosteuropa. Brain Exchange, Index fallend

Wir haben uns längst an die philippinischen Krankenschwestern, die albanischen Kellner, die bulgarischen Ärzte, die rumänischen Programmierer und polnischen Bauarbeiter gewöhnt. Fremde Herkunft und Mobilität gehören in den Menschenrechtsdiskurs. Sie werden aber auch im Kontext von Xenophobie, Migration, Asyl und Aufenthaltserlaubnissen diskutiert. Reisen dürfen, um sich zu bilden, sich zu vergnügen, oder reisen müssen, um Arbeit zu finden oder politischer Verfolgung zu entgehen, sind zwei Seiten einer Medaille.

Wir würden ausländische Arbeitskräfte bei uns nicht arbeiten lassen, wenn unsere Gesetze, unser Anstand, unsere Bedürfnisse oder unser Geschäftssinn dies nicht erzwingen oder nahe legen. In einem Bereich aber ist dieser dulddende Opportunismus besonders prekär, nämlich im akademischen. Wissenschaft und Forschung sind längst global organisiert, und Mobilität ist immer auch eine Verschiebung von Ungleichgewichten. Altmodisch formuliert, ist der Wert eines rumänischen Arztes in Österreich oder Deutschland nicht äquivalent dem Verlust, den sein Land durch seinen Wegzug erleidet. Wenn eine ganze Generation aus Bulgarien auswandert, sind darunter sehr viele Studentinnen und Studenten, die sonst auf die Universitäten im Land gegangen wären. Ihre Rückkehr als fertige Akademiker wäre gut, ist aber eine unrealistische Mär. Es gibt eine zweifache Drain-Gain-Gewinn-Debatte. Zwar verliert ein Land durch Wegzug seiner Intelligenz die in die Ausbildung investierten Kosten und die Arbeitskraft hoch qualifizierter Kader, aber zum einen finden diese Geistesmigranten im Ausland meist so gute Arbeit, dass die Remit-

tenden (heimgeschickte Geldbeträge) die arme heimische Wirtschaft stützen, und zum andern bilden sie die nötigen Netzwerke für eine spätere wissenschaftlich-technische Entwicklung. Beides stimmt nur unter der Prämisse, dass sich die Brain-Drain-Bewegung im Rahmen des liberalisierten Austauschs von Gütern und Diensten bewegt, so die Illusion der Welthandelsorganisation (WTO) und mancher Forschungsinstitute, staatlicher wie privater. Zyniker fügen hinzu, dass diese Intelligenz in ihrer Heimat sowieso unterbezahlt, arbeitslos und überqualifiziert geblieben wäre. Nach dem Motto: Wenn wir die »besten Köpfe« aus dem Südosten bei uns arbeiten lassen, tun wir denen da unten doch noch etwas Gutes.

Gerade wenn wir uns die Ausnahmen in der Misere vor Augen halten, wird das Problem besonders deutlich: die Brain-Exchange-Kampagne des österreichischen WUS (World University Service) ist ein Beispiel dafür, wie in einem engen Feld – Austausch von Studierenden und Lehrenden – die intellektuelle Migration von reiner Gasttätigkeit auf eine höhere Stufe gehoben werden kann. Die Insidervernetzung unter Wissenschaftlerinnen aus EU-Kandidatenländern und darüber hinaus (zum Beispiel in dem Projekt ENWISE) hat gezeigt, dass es ein Bewusstsein für die Probleme und durchaus auch Perspektiven gibt. Aber wir sind erst am Anfang. Bevor wir messen können, sollten wir verstehen.

Ich rede von Südosteuropa, vom Balkan. Anderswo im globalisierten Dorf wird bewusst für den Export von Akademikern unter dem Aspekt langfristiger Remittenden investiert, zum

Beispiel auf den Philippinen. Aber dazu müssten die ›besten Köpfe‹ – und um die geht es doch? – im Land bleiben, studieren und andere ausbilden. Das ist im ganzen ehemaligen Ostblock nicht der Fall. Allenfalls Russland und in gewissem Grad das Baltikum und Ungarn können mit dieser Export-Politik aufwarten, in Südosteuropa fehlen ihr alle Grundlagen. Ich höre die Ironie allenthalben: Der rumänische Arzt? Muss doch gut ausgebildet worden sein, sonst würden wir ihn hier nicht integrieren? Der serbische Techniker, die bulgarische Biologin? Man arbeitet mit ihnen zusammen und fragt nur beiläufig, fehlen die dort unten nicht? Dieselben Fragen, deutschen akademischen Migranten gestellt, sind doch nicht die gleichen Fragen, und sie rufen verblüffend andere Antworten hervor. Die Wanderung innerhalb des Wohlstandsgürtels der Ersten Welt ist doch normaler und viel individualisierter als die großteils erzwungene Migration der Intellektuellen aus Osteuropa und anderen Teilen der Welt.

Fragen an die europäische Forschungspolitik: Wäre der Verlust, den die reichen Länder durch Rückkehr dieser Intelligenz in ihre Heimatländer ohne Zweifel erleiden, nicht nur einer der Kultur, sondern auch einer der wissenschaftlichen Qualität? Oder ist die Antwort nur abhängig von der jeweiligen Geografie? Wir Europäer können derzeit hoffen, dass der so genannte Patriot Act den westeuropäischen Brain Drain etwas bremst. Vielen Wissenschaftlern aus dem asiatischen Raum scheinen die damit verbundenen Demütigungen (noch) nichts auszumachen. Aber innerhalb Europas ist das noch einmal anders: Da wir wissen, dass Rückführungsprogramme meist zwanghaft sind oder sich gegen den Markt richten, fragt sich, ob die mit der heimgekehrten Intelligenz beschenkten Länder nicht dankbar dieses Instrument für ihren wissenschaftlich-technologischen Aufschwung brauchen? Wenn es so einfach wäre. Die Antwort auf die erste Frage ist positiv, die reichen Länder müssten ihren rückkehrenden Gästen etwas mitgeben, um die Kontakte und Leistungen auch für sich zu er-

halten: Kooperationsverträge, Ansiedlung hochwertiger Außenstellen der eigenen Forschung, Verlagerung von Programmen. Die zweite Antwort bleibt leider negativ. Wenn alle die, die bei uns studieren, forschen, lehren und technisch tätig sind, zurückkehren, dann finden sie ja gar nicht das Arbeitsumfeld, weder im produktiven noch im reflektierenden Bereich, und selbst als Lehrer können viele nicht Fuß fassen, weil ihre Qualifikationen mit dem mittlerweile entstandenen System inkompatibel sind. Brutaler: Wer weggeht, entscheidet sich für den fortschrittlicheren, bereits entwickelten Markt und kehrt nur sehr selten als Entwicklungshelfer für die eigenen Institutionen zurück.

Der Wert europäischer Hilfsprogramme durch die EU und durch nationale Schwerpunkte, zum Beispiel des DAAD für Südosteuropa, geht mittlerweile in die zig Millionen Euro. Ich rege eine Bilanzkonferenz zu zwei Fragen an: Wie weit finanzieren wir eigentlich nur unseren eigenen Nachwuchs, vielleicht sogar billiger und anspruchsloser als in Deutschland? Und wie weit plündern wir Gesellschaften aus, an deren Selbstbestimmung und intellektueller Entwicklung uns schon aus Gründen der europäischen Solidarität, aber auch der politischen Stabilität gelegen sein müsste?

Eine weitere, eher introvertierte Frage: Haben die Immigrantinnen in unserer Wissenschaft nicht auch längst begonnen, unser System zu verändern? Ich will zur Erläuterung ein wenig ausholen: Wohl kaum ein Hochschulsystem hat sich unter dem Druck der Migration und des Exils von jüdischen Verfolgten des Naziregimes so sehr verändert wie das amerikanische. Wie man so sagt, haben die ›besten Köpfe‹ dort auch Karrieren gemacht, die ihnen in Deutschland verwehrt waren. Aber sehr viel mehr Exilierte, die zu diesen besten Köpfen nicht gehört haben, waren dennoch mitprägend für die Veränderungen im Forschungs- und Gegenstandskatalog der amerikanischen Universitäten. Noch mehr allerdings sind der Wissenschaft für immer verlo-



ren gegangen (vom Brain-Drain für die deutsche Wissenschaft ganz abgesehen).

Auch wenn die Gründe für intellektuelle Migration heute anders sind und sich die Koordinaten geändert haben, so sind doch die Effekte vergleichbar. Und aus der »Freiheit der Migranten« (Villem Flusser) kann vielleicht ein interkultureller Dialog werden, für den auch die Hohen Schulen noch nicht zu alt sind. Natürlich steht »Internationalisierung« auf allen Programmzetteln. Aber darum geht es beim Brain Drain ja gerade nicht. Es gibt Gewinner und Verlierer, und wo immer sich dies nicht selbst ausgleicht, sind übergeordnete Regeln nötig, sonst entstehen Konflikte, Abschotung und neuer Krampf.

Sinnvoller wäre eine Kompensation mit bestimmten Regeln: ein Brain-Exchange nicht einfach durch Mobilitätsprogramme und akademische Unterstützung und Austauschprogramme, sondern durch Ansiedlung der Industrien und Dienstleistungszweige, die die Rückkehrenden aufnehmen können und zu ihrem Funktionieren aufnehmen müssen (statt westlicher Experten, die sich marodierend an den Schlüsselstellen der New Economy einfinden). Das heißt auch, Forschung auslagern und zu fairen Bedingungen outsourcen. Und es heißt, dass junge Westeuropäer auch dort studieren und forschen sollen, wo die Rahmenbedingungen noch nicht so luxuriös wie bei uns sind; ich würde ja die »Zumutbarkeitskriterien« für deutsche Studierende drastisch verschärfen, das heißt realistisch gestalten. Ordnungspolitisch bedeutet dies eine Abkehr von *nationalen* Wissenschaftspolitiken und Ansprüchen an die eigene Intelligenz.

Wir benötigen eine europäische Brain-Drain-und-Gain-Konvention, die ausgleicht, wo Verwerfungen im Markt unvermeidlich sind. Sonst brauchen wir uns um die Bestätigung aller Vorurteile nicht mehr zu sorgen.

Brain Drain und Gain sind heute politischer Zündstoff geworden, der immerhin Aufmerksamkeit erweckt. Aber noch werden die Phänomene der akademischen Wanderung zu wenig mit der allgemeinen Instabilität, mit dem

Nomadentum als Lifestyle der Projektkarrieren in Verbindung gebracht. Es kreuzen sich die Schicksale der aus Not, Kriegsfolgen und politischer Unterdrückung Entwurzelten mit den Wurzellosen, die ihr Recht auf wissenschaftliche Ausbildung und Arbeit dort suchen, wo es eine Zukunft verspricht. Nicht selten mischen sich auch die verschiedenen Gründe für die Wanderung. Mit dem Brain kommt ja gleich die ganze Person und ihr lebensweltlicher Anhang, Familie, Freunde, kultureller Habitus, Tradition und Hoffnung mit. Das wird aber im Aufnahmeland nicht gleich wieder ersetzt. Das bedeutet nicht, dass wir kulturpessimistisch resignieren müssen und uns eine instabile Wissenschaftlerwelt im Fließungleichgewicht ausmalen müssen. Es heißt nur, dass wir in einer Wissenschaft, die als System längst globalisiert ist, die Probleme auch mit Blick auf die Menschen ernst nehmen müssen. Es ist eben die Lebenswelt, in der wir die Menschen wahrnehmen und für wahr nehmen können – als graduierte Putzfrauen, Taxifahrerinnen oder Huren.

Nina Taso

## Brain Drain und Brain Exchange

Zwischen Graz und Sarajevo

»Should I stay or should I go«? Eine Frage, die sich jeder einmal in dem einen oder anderen Kontext gestellt hat, stellen sich täglich Hunderte junge, gebildete Menschen aus Südosteuropa. In ihren Ursprungsländern wiederholt diese Frage und kommt in einem shakespeareschen Echo zurück – »to be or not to be?«.

Die Antwort auf die erste Frage ist immer individuell, von Trends geprägt, von verschiedenen subjektiven wie objektiven Faktoren beeinflusst. In Südosteuropa können beide Entscheidungen richtig sein. Eine der beiden Möglichkeiten ist aber viel riskanter – to stay. To go, zu gehen, ist auf den ersten Blick härter und gefährlicher. Für beides braucht jeder, der frei wählen und entscheiden kann, extrem viel Mut und eine gesunde, rationale Dosis Feigheit.

### Brain Drain – oder wie es war, Österreicherin zu werden

»Ich gratuliere. Sie sind ab jetzt österreichische Staatsbürgerin«, hörte ich und platzte beinahe vor Stolz. Die Dame, die mich angelobt hatte, lächelte freundlich und überreichte mir den Staatsbürgerschaftsnachweis. Dieses lebenserleichternde Stück Papier hatte ich hart verdient. Ich, Absolventin zweier Studien, damals 27, war mir der Bedeutung dieses formalen Aktes sehr bewusst. Nicht, weil ich mich durch eine Staatsangehörigkeit definieren wollte. Viel wichtiger war mir, ab dem Zeitpunkt wählen zu können, wo ich leben möchte, reisen zu können, ohne für alle Länder ein Visum zu benötigen, innerhalb der EU ein Land aussuchen zu können, in dem ich arbeiten möchte. Denn nun hatte ich einen demokratischen Staat bzw. einen mächtigen Staatenbund hinter mir. Ich konnte mich geborgen und herausgefordert fühlen, ich konnte auf einmal so vieles, das mir früher nicht möglich war.

Davor war ich Staatsbürgerin von Bosnien-Herzegowina, ich wuchs in Sarajevo in einer intellektuellen Familie als Einzelkind auf, unbeschwert und kaum wissend, dass es jemandem anders als gut gehen kann. Tennis, Ski-

fahren, Freunde, Theater, Kino, Fremdsprachenkurse; bereits 1985 mein erster Computer und Computerkurs, mit 14 der erste Auslandsaufenthalt, ein zweimonatiger Englischkurs in Oxford. Mit 17 war die nächste langfristige Investition meiner Eltern in mich geplant – ich hätte durch ein Schüleraustauschprogramm das letzte Gymnasialjahr in den USA abschließen sollen, um mein Englisch zu perfektionieren.

Stattdessen brach der Krieg aus, und ich verbrachte dreieinhalb Jahre in einer belagerten und von allen Seiten beschossenen Stadt, ohne Strom, Wasser, Heizung. Meine Eltern suchten nach Wegen, mich aus Sarajevo zu evakuieren, was ihnen erst zu Kriegsende gelang. Ich ging, diesmal auf unbestimmte Zeit, sie blieben zu Hause, wenn man ein korrumpiertes und zerstörtes Land noch so nennen kann.

So kam ich mit 19 ins österreichische Graz, lernte Deutsch und wuchs noch einmal auf, nun alleine. Ich immatrikulierte mich für das Dolmetscher-Studium in Graz; nach dem Kriegsende setzte ich dann das im Krieg begonnene Publizistikstudium in Sarajevo fort. Ich studierte parallel hier und dort und lebte einige Jahre in den oder, besser gesagt, zwischen den zwei Welten. Ich fühlte mich, und fühle mich immer noch, in beiden zu Hause und liebe beide.

Es fällt mir sehr schwer, über die (teils brutalen) Gründe meiner Entscheidung zu sprechen, Bosnien zu verlassen. Es fällt mir auch schwer, meine neue Heimat, das wohlhabende Österreich, mit meiner alten, einem unglücklichen, kriegszerstörten Bosnien-Herzegowina, zu vergleichen. Meine Gefühle zu Bosnien sind wie die Gefühle eines mehr oder weniger hilflosen Beobachters für einen geliebten Menschen, der mit dem Tode kämpft. Im Krieg tat mir jede Granate weh, die ein Stück meiner schönen Stadt verletzte, wenn etwa die Nationalbibliothek und das olympische Stadion bis auf die Grundmauern abbrannten. Ich starb ein bisschen mit jedem abge-



holzten und für das Heizen verbrannten Baum aus dem Park, in dem ich meine Kindheit verbracht hatte. Selbst jetzt tut mir jede politische Entscheidung weh, die andere Interessen als die Bosniens verfolgt. Trotzdem habe ich mich entschlossen wegzubleiben.

### Gute Gründe zu gehen

In Graz konnte ich mein Studium und die Art und Weise, wie sich die Professoren den Studierenden gegenüber verhielten, genießen. Es herrschte eine Ordnung, es gab ein System, die Umgebung war förderlich, unterstützend. In Sarajevo war es umgekehrt gewesen. Ich war an beiden Universitäten eine sehr gute Studentin, aber nur in Österreich wurde ich anerkannt und angeregt. In Sarajevo war ich schon glücklich, dass der Dozent beim vierten Versuch überhaupt zur Prüfung erschien. Dozenten sind auch nur Menschen, die in einem kriegszerstörten Land ums Überleben kämpfen müssen. Sie haben mehrere Jobs, sind politisch engagiert, die Universität ist für viele von ihnen nur ein Prestigefaktor mit sicherem Monatseinkommen. Den Doktoranden ging es genauso, sie reisten an den vereinbarten Terminen aus ganz Bosnien nach Sarajevo zu ihren Mentoren an. Sie warteten gemeinsam mit den Studierenden vor der Tür, fuhren dann, den Mentor suchend, mit dem Taxi von der Uni zur politischen Partei, wo der Professor arbeitete, von dort zu einem seiner anderen Büros, von dort wiederum stundenlang zum Wohnort, ohne ihn gefunden zu haben. Monatelang. Ohne Konsequenzen. Eine Stelle, bei der wir uns hätten beschweren können, gab es nicht. Es gab auch niemanden, bei dem ich mich hätte beschweren können, als ich für eine Prüfung ein Buch kaufen musste, in dem ich seitenweise wörtliche Übernahmen aus einem anderen mir bekannten Buch fand – ohne jegliche Literaturangaben. Dieses Buch ohne Literaturangaben war von meinem Prüfer verfasst worden. Es lag in der Fakultätsbibliothek aus, man konnte es, so schlecht es auch war, nur kaufen und nicht ausleihen. Für die Prüfung im letzten Studienjahr musste ich es mehr oder weniger auswendig kennen, insbesondere jene Passage, in der sich der Herr Professor für eine Reportage als ausgezeichneten Journalisten selbst lobt.

Nicht nur deshalb entschied ich mich, zu gehen. Es hat auch ausgezeichnete Lehrer gegeben, bei denen ich mich gerne weiter hätte bilden wollen, und keine der Universitäten dieser Welt ist ideal.

Ich wollte aber nicht in einem Land leben, in dem auch grundlegendste Bildungsreformen ein Mittel für politische Auseinandersetzungen sind, nicht in einem Land, in dem man ohne Schmiergeld im Krankenhaus nichts zu suchen hat, in dem bettlägerige Frauen ihren Goldring von der eigenen kranken Hand nehmen und ihn den Krankenschwestern »schenken«, damit sie sie nicht komplett ignorieren. In einem Staat, in dem Ärzte meinen 35-jährigen Freund, Vater dreier Kinder, nach einem Schlaganfall mit Kopfschmerztabletten nach Hause schicken, ihn so höchstwahrscheinlich zum Invaliden machen. In einem Land, in dem meine Mutter ausgelacht wird, wenn sie eine gynäkologische Vorsorgeuntersuchung machen lassen will, weil sie zum Arzt kommt, ohne dass sie krank ist. Ich wollte bei der Jobsuche nicht in eine Situation geraten, in der mein religiöses Bekenntnis, dazu noch ein atheistisches, wichtiger wird als meine fachliche Qualifikation. Ich wollte nicht in einem Land leben, in dem alle wissen, dass Mörder sich auf freiem Fuß befinden, da die zuständige Richterin sie aus Angst hatte laufen lassen.

Und, und, und ... Solche Geschichten sind eher Regel als Ausnahme und passieren, da bin ich mir sicher, nicht nur in Bosnien-Herzegowina. Es waren also politische und wirtschaftliche Gründe, die mich wegtrieben. Teils schweren Herzens, aber an die Emotionen durfte ich nicht denken.

### Auf Wiedersehen

Meine alte, bosnische Staatsbürgerschaft musste ich zurückgeben, um die österreichische zu bekommen. Ich beantragte die Rückgabe, ohne nachzudenken. Ich liebte mein Land, aber ich liebte mich noch mehr. Mein ehemaliges Land, das mir 16 Jahre kostenlose Ausbildung finanziert hat, das wie Westeuropa immer weniger junge Leute hat, ließ mich gegen eine Gebühr von 850 € so einfach am Tag nach der Antragstellung für immer gehen. Nicht nur mich. Auch Tausende von anderen jungen Leuten.

Ich nahm den Bescheid. Die zuständige Sachbearbeiterin lächelte mich an, genauso wie jene Österreicherin, die mir die Staatsbürgerschaft verliehen hatte. »Auf Wiedersehen«, sagte ich und ging hinaus.

Ich stand im Gang vor der Tür. Die weite bunte Welt, fühlte ich, öffnete mir nun endgültig ihre Pforten.

Mein ehemaliges, leichtsinniges, in gewisser Weise hilfloses Land tat mir Leid.



Das ist meine Geschichte. Ich hatte Angst vor dem Leben in meiner Heimat. Oder ich hatte eine gesunde, rationale Dosis Feigheit.

Damit stehe ich nicht alleine. In einer soziologischen Studie über Brain Drain antworteten auf die Frage, welche Befürchtungen andere Studierende aus dem ehemaligen Jugoslawien, die im Ausland leben, vor der Rückkehr haben, 53 Prozent, sie hätten Angst vor »neuen Gesellschaftsregeln«, 40 Prozent fürchteten, dass ein neuer Krieg ausbrechen werde, 16 Prozent hatten Angst vor der Mafia, 15 Prozent vor Hunger und Armut, weitere 15 Prozent vor der Nicht-Akzeptanz in der Gesellschaft, nach dem sie das Land einmal verlassen hatten. 21 Prozent, immerhin ein Fünftel der klugen Köpfchen, sagten, sie würden gar nicht an eine Rückkehr denken.

In einer anderen Studie des UNDP (Independent Bureau for Humanitarian Issues), die unter bosnischen Jugendlichen durchgeführt wurde, äußerten 60 Prozent der bosnischen Jugend zwischen 14 und 25 den Wunsch, das Land zu verlassen.

### Brain Gain – oder der Traum von der Rückkehr

Es gibt aber auch die andere Seite. Und dadurch gleichzeitig eine hoffnungsvolle Perspektive für die Länder, deren Jugend noch am Überlegen ist.

Die gleiche Studie stellte nämlich den Studierenden im Ausland auch die Frage, welche Hoffnungen sie hegen, wenn sie an eine Rückkehr denken. Nicht weniger als 48 Prozent sagten aus, sie würden hoffen, in Zukunft als Beschäftigte in einem ausländischen Unternehmen am Wiederaufbau der Länder des ehemaligen Jugoslawiens teilnehmen zu können, 20 Prozent würden das Gleiche auch bei einer einheimischen Firma tun. Sogar 41 Prozent äußerten den Wunsch, in Zukunft an einer der dortigen Universitäten tätig zu werden, 32 Prozent würden unbedingt zurückkehren, wenn sie könnten, 3,7 Prozent erhofften dies für ihre Kinder. 23 Prozent möchten nach ihrer Rückkehr ein Privatunternehmen gründen, und lediglich 9 Prozent behaupteten, in Bosnien würde es keine Hoffnung für junge Menschen geben. Meine Bekannten aus der Balkanregion im Alter von 25 bis 35 Jahren sind sich alle (wenigstens in einem) fast einig: Wer es im Ausland wirklich geschafft hat, hätte es auch im Heimatland geschafft. Und umgekehrt, mit sehr wenigen Ausnahmen.

Viele von ihnen sind zurückgekehrt und denken trotz all den von mir genannten Emigrationsgründen nicht daran, wieder wegzugehen. Menschen, die in Südost-

europa leben, hüpfen über die (riesigen) Löcher der dortigen sozialen Auffangnetze, manche können sie mit ihrem Engagement eventuell auch stopfen. Einige, die zurückgekehrt sind, haben sich eigenständig und erfolgreich als Architekten, Juristen, Unternehmer etabliert. Die anderen arbeiten in bereits bestehenden Familienunternehmen, Anwaltskanzleien, Architekturbüros oder Apotheken. Alle sprechen mindestens eine Fremdsprache, haben Auslandserfahrung und finden relativ leicht eine gut bezahlte Arbeit, meist bei den zahlreichen internationalen Organisationen, Botschaften oder ausländischen Unternehmen, in denen die Bezahlung überdurchschnittlich gut ist. Gegenüber jenen, die nie im Ausland studierten, haben die Zurückgekehrten enorme Vorteile.

### Von denen, die dablieben

Und last but not least, es gibt tatsächlich auch jene, die es ganz einfach in ihrer südosteuropäischen Heimat schafften oder die auf dem besten Weg dorthin sind. Sie wollten nie gehen oder hatten keine Gelegenheit dazu. Sie wurden an den heimischen Universitäten ausgebildet und weitergebildet, kämpften sich professionell durch und ermöglichten sich ein Leben als angesehene Menschen in einer vertrauten Umgebung – etwas, worum sie viele Emigranten nur beneiden können.

Gestärkt durch ihre Erfahrungen, fachlichen Kompetenzen und Beziehungen gehen auch sie ins Ausland – allerdings nur vorübergehend –, wenn es ihnen zum Beispiel gelingt, eine wirklich gut bezahlte Experten- bzw. Expertinnenstelle zu bekommen, etwa bei der UNO in Afghanistan. Dies beschleunigt die Rückzahlung der aufgenommenen Kredite, meist für den Kauf oder die Einrichtung der Wohnung ihrer jungen Familien – der Wohnung, in die sie dann mit weniger Schulden zurückkehren möchten. Dennoch, der allgemeine Trend in Südosteuropa ist mehr als eindeutig – Brain Drain.

### Heute hier? Morgen dort?

Die erwähnten 62 Prozent der Jugend, zum Beispiel in Bosnien-Herzegowina, oder eine andere Prozentzahl der Jugendlichen in einem anderen Land Südosteuropas, die bis zu ihrem 18. Lebensjahr auswandern möchten, wollen meistens auch nach diesem Zeitpunkt gehen – eher als dass sie sich danach sehnen, an einer der lokalen Universitäten zu studieren. Dazu kommt, dass sich für diejenigen, die nicht aus südosteuropäischen Universitätsstädten kommen, die Studienkosten für Miete, Nahrungsmittel



und andere Ausgaben am Studienort in ihrem Heimatland oft fast auf das Gleiche belaufen wie die Studienkosten in Westeuropa. Mit dem kleinen Unterschied, dass man in Westeuropa als Studierender viel leichter Geld verdienen kann.

Was sie aber in der für ihre Länder so lebenswichtigen Antwort auf die Frage »Should I stay or should I go« noch beeinflussen kann, ist ein anderer aktueller Trend, der mir persönlich, und sicherlich nicht nur mir, eine große Hoffnung für die Zukunft des Landes macht, in dem ich geboren wurde und das ich liebe.

Verschiedene Institutionen der EU, die Weltbank und viele andere finanzieren eine Reihe von Entwicklungsprogrammen, Masterstudiengängen, unterstützen die Bildungsreformen auf allen Ebenen, bieten Austauschprogramme und Stipendien an, genauso wie Möglichkeiten der Teilnahme an wissenschaftlichen Projekten und Forschungen – eben gerade jene Möglichkeiten, deren Mangel so viele junge Menschen aus den Transitionsländern zur Flucht getrieben hatte.

Der internationale Druck und verschiedene Bedingungen der Hilfsorganisationen bremsen die zum Teil noch uneingeschränkten Oligarchien. Durch den internationalen Druck ändert sich mit der Zeit das Verhalten der Entscheidungsträger oder Entscheidungsträgerinnen und zwingt sie zu anderen Vorgehensweisen und »Reflexen«. Diese Maßnahmen könnten verhindern, dass neue EU-Mitglieder oder Länder, die (wollen wir hoffen) zu Aufnahmekandidaten der EU werden, sich isolieren oder in jene quasi feudale Dunkelheit stürzen, wie sie zuvor in vielen Bereichen geherrscht hat. Diese Impulse aus glücklicheren Ländern sind Anlass zu der Hoffnung, dass es gelingen könnte, sich vom langjährigen Stillstand zu befreien.

Die Bedürfnisse, die auf dem lokalen Arbeitsmarkt entstehen und Fachleute erfordern, verstärken diese Trends. Viele internationale Organisationen sowie ausländische Experten und Expertinnen ziehen sich zurück. Sie behaupten, die negativen Auswirkungen ihres nachlassenden Engagements würden dadurch ausgeglichen, dass nunmehr lokale Experten und Institutionen, die in ihrer Kompetenz zuvor gestärkt wurden, ihre Arbeit übernehmen könnten. Die Übernahme internationaler Maßstäbe – sowohl im öffentlichen als auch im privaten, wirtschaftlichen Sektor – würde somit auch durch das lokale Ownership unterstützt.

Die Bedürfnisse der Länder im Übergang von einem

Gesellschaftssystem zum anderen machen einen Exchange of Knowledge unentbehrlich, insbesondere im Bildungsbereich. In einigen Staaten laufen diese Prozesse schneller ab, in anderen etwas langsamer. Wie auch immer, die Zeit ist vorbei, in der es möglich war, die staatlich manipulierten Medien unter Kontrolle zu halten und sie ausschließlich mit ideologischen oder ideologisierenden Inhalten zu füllen, um dadurch die breite Bevölkerung, darunter auch tatsächliche und potenzielle Intellektuelle, zu manipulieren.

Unabhängig davon, wie stark die lokalen Medien sind und wie traditionell die lokale Bevölkerung ausgerichtet ist, ist der Einfluss anderer Medien nicht aufzuhalten – etwa von Satelliten- und internationalen Radio- und Fernsehprogrammen. Allein in Bosnien-Herzegowina gibt es mittlerweile Unterstützungsprogramme auch für die bisher am meisten isolierten und traditionellsten Bevölkerungsgruppen, in denen sie erste Kenntnisse über Demokratie, Toleranz, Interkulturalität und vieles andere erwerben, Dinge, die ihnen zuvor völlig unbekannt gewesen sind – wie etwa Projekte für ländliche verwitwete Hausfrauen, die ihren Unterhalt durch Stricken verdienen, oder für Vollwaisen. Politische und wirtschaftliche Flüchtlinge, die geflüchtete intellektuelle Elite genauso wie andere Emigranten, bereisen inzwischen gelegentlich ihre Ursprungsländer, um ihre Eltern, Verwandten und Freunde zu besuchen. So kommen sie in Kontakt mit der verbliebenen lokalen Bevölkerung, die für ihre Kommentare über das Leben und den Entwicklungsstand in den »anderen Welten« durchaus anfällig ist.

Auch die immer zahlreicher werdenden akademischen Austauschprogramme haben einen bereits sichtbaren Einfluss auf die lokalen und regionalen Entwicklungen.

### Von Monolithen und Strahlen

Die ersten Schritte auf der langen Reise sind also bereits gemacht worden. Irgendwie, ich bitte darum, mich nicht falsch zu verstehen, erinnert mich die beschriebene Situation an den Anfang des Films/Buchs *Odysee im Weltraum* von Arthur Clark (Regie Stanley Kubrick). Ich denke insbesondere an die Szene, in welcher der Monolith auf die Erde fällt und die ersten Entwicklungsimpulse in eine Umgebung ausstrahlt, die bereits über die notwendigen Potenziale für die angestrebte Entwicklung verfügt und ihr hilft, die Energien in eine viel versprechende Richtung zu investieren. So ähnlich strahlen zahlreiche und vielfältige Programme und Projekte der internationalen

Gemeinschaft ihre Impulse in die Balkanregion und ganz Südosteuropa aus, die den Ländern und deren Bildungssystemen ermöglichen, an den aktuellen Entwicklungstrends teilzunehmen. Den Individuen ermöglichen sie, sich als Teil einer Erfolg versprechenden Entwicklung zu fühlen, womit auch ihr Bedürfnis schwindet, sich durch Emigration zu ›retten‹. Allen gemeinsam geben diese Strahlen jedenfalls frische Luft und eine Perspektive.

Je stärker die Ausstrahlung des Monolithen ist (die ja jedes Jahr intensiver wird), desto mehr Hoffnung gibt es für Südosteuropa. Ich würde jederzeit, unter fast allen Bedingungen, an einem Brain-Exchange-Programm in Südosteuropa teilnehmen, wenn ich annehmen könnte, dass mein Engagement etwas vorantreibt. Immer noch, auch im Jahre 2004, habe ich Angst, oder eine rationale Dosis Feigheit, die mich hindert, nach Bosnien-Herzegowina zurückzukehren, nur, die Angst oder die Feigheit wird immer kleiner. Vielleicht, weil ich nun eine ›Reserveheimat‹ habe. Ich weiß es nicht. Meine Entscheidung über Bleiben oder Zurückgehen ist nach wie vor von den politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen beeinflusst. Tatsache ist, ich habe immer noch Angst. Ich liebe nach wie vor mehr mich als das (schöne, korruptierte) Land, in dem ich geboren wurde und das erste Mal aufwuchs.

Aber nun weiß ich auch etwas mehr, und zwar nicht nur ich, sondern ganze Generationen von Emigranten. Menschen, die meist vom Wunsch erfüllt sind, acht, zehn oder 16 Jahre kostenloser Ausbildung und eine sorgenfreie Kindheit, die Liebe zu allen Düften und Ecken unserer Kindheit, auch wenn diese mittlerweile verbrannt wurden, irgendwie dorthin zurückfließen zu lassen, wo sie ursprünglich entstanden sind.

#### Literatur

J. Bec: arhipelag atlantida. Sarajevo 2004. S. 80–88  
Independent Bureau for Humanitarian Issues (IBHI/UNDP) (Hrsg):  
Human Development Report Bosnia and Herzegovina 2000 Youth.  
Sarajevo 2000



Ewald Lang

## Wolfgang Steinitz (1905–1967)

Vom Rand der Philologie in die Mitte der Wissenschaftspolitik

Das Wort ›Wissenschaftlerbiografie‹ erfasst eine Vita in zweierlei Speicherformen. Die externe (schriftliche) Rekonstruktion eines Lebenswegs entlang am hinterlassenen Œuvre liefert das Buch zu den Büchern, bestimmt deren Platz im Fach. Die interne (spontan erinnerte) Vergewärtigung eines fremden Lebens resümiert dessen Sinnhaftigkeit für die Nachgeborenen. Befragt man dokumentierte Biografien aus der Sicht von heute, können sich die Antworten zu lehrreichem Gedächtniseintrag verdichten.

*Person:* Wolfgang Steinitz, Volkskundler, Finno-Ugrist, Behelfsslawist, Gründer wichtiger Langzeitprojekte nach dem Zweiten Weltkrieg, Bildungsbürger und jüdischer Kommunist, Emigrant in Leningrad und Stockholm, Vizepräsident der Akademie und Wissenschaftspolitiker. In Nachrufen, Handbüchern, Kongressbänden wurde viel über ihn geschrieben, zuletzt in der politischen Biografie von A. Leo. Die Koordinaten seiner Vita inmitten der Vorgänge der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sind also bekannt und dienen nun als Bezugsrahmen für die Frage: Was an Steinitz' Werdegang ist exemplarisch angesichts des politisch bedingten Exodus eines Teils der Elite, der sich nach dem Krieg als Brain Drain fortsetzt? Auch angesichts des Umstands, dass die durch Emigration unfreiwillig beförderte und nach 1945 von den Remigranten nach Deutschland gebrachte Internationalisierung der Wissenschaft eine Chance war, aber auch Konfliktstoff in der ideologischen Konfrontation des Kalten Krieges?

*Typus:* Steinitz verkörpert einen Forschertyp und einen Wissenschaftsbetrieb, die in der jetzigen Scientific Community rar sind. Wohl gibt es noch Philologen, in den großen Philologien wie in den so genannten kleinen Fächern (Stichwort: Finno-Ugristik), aber prägend für die Sprachwissenschaft heute sind die Kanons der theoretischen und angewandten Linguistik. Der Blick auf einen

Geisteswissenschaftler zwischen 1924 und 1967 verdeutlicht den historischen Abstand und insinuiert zugleich die Frage nach dem Philologen als unspezialisiertem Könnler: Wie kommt es, dass ein schon als Knabe vom Sammeln volkskundlicher Materialien begeisterter Philologe, dessen spezielle Liebe einer sibirischen Minderheit gilt, sich immer wieder wissenschaftspolitisch mit Erfolg in Bereichen engagiert, für die er ›von Hause aus‹ weder vorbereitet noch zuständig ist?

*Lebensumstände:* Steinitz' Karriere bestimmen Systemwechsel (Weimarer Republik, Nazi-Deutschland, Stalins Sowjetunion, Schweden, SBZ/DDR) und daher bedingte Themenwechsel. Wie für die Biografie vieler Emigranten stellt sich auch hier die Frage:

Was ist der individuelle Code, nach dem sich politisch bestimmte Lebensbedingungen in persönliche wissenschaftliche Profilbildung transformieren?

Um bloßer Hommage an die Person und der Verklärung vergangener Umbruchsituationen vorzubeugen, stelle ich das Portrait unter die Leitfrage: Gibt es trotz des Wechsels der Systeme, Orte, Themen und Rollen Indizien für eine motivationale und/oder methodische Kohärenz zu entdecken, aus denen sich die Vielseitigkeit, die Hingabe und auch der Erfolg des Philologen Steinitz erklären lassen?

Sein Wirken erstreckt sich über viele Felder: finnische Volksdichtung, Verschriftung sibirischer Minderheiten, Ostjakologie, Exil-Arbeit zur »kulturellen Erneuerung Deutschlands«, Russisch als erste Fremdsprache in der SBZ, Neugründung der akademischen Germanistik, Neuorientierung der deutschen Volkskunde. Zeitliche Abfolge und sachliche Disparität spiegeln die Stationen seines migratorischen Lebens. Wie und wo ist da Kohärenz nachweisbar?

**I** Das früheste Indiz ist Steinitz' Studienwahl. Als 18-Jähriger begründet er seinen Eltern brieflich die Abkehr vom ihm zugedachten Jura-Studium so:

»Ich wollte beides verbinden: Volks(Völker-)Kunde und Sprachwissenschaft, und dann sollte es natürlich noch mit der Germanistik und deren Ländern zu tun haben. Da dachte ich an Indogermanistik, und durch sie kam ich zu der Wissenschaft, die für mich die schönste ist, zur finnisch-ugrischen.« (4. Mai 1923)

»Gerade meine Wissenschaft – die Völker- und Sprachkunde der Primitiven – braucht wie keine Menschen und Geld. [...] Über die alten Sprachen kann man noch in Jahrhunderten Forschungen anstellen, die primitiven Völker und Sprachen aber sind in 100 Jahren ausgerottet oder der Kultur assimiliert. Wir müssen jetzt noch retten und sammeln, was wir können.« (27. Mai 1923)

Bemerkenswert, dass er als Student 1923 als individuelle Motivation vorwegnimmt, was 70 Jahre und zwei Kriege später, das heißt nach Überwindung der Folgen des Zweiten Weltkriegs und des Kalten Kriegs, von UNESCO und Fachverbänden zu einer weltweiten Aufgabe der Sprachwissenschaft erhoben wird: *Endangered Languages and their Preservation*.

**II** Ein zweites Indiz ist seine Besprechung des Buchs von U. Sirelius, *Die Herkunft der Finnen* [Helsinki 1924], in dem er Lücken konstatiert, die zu schließen für den 20-Jährigen zum Programm wird.

»Die außerordentliche Wichtigkeit der Ostjaken und Wogulen für die europäische Ethnologie wird betont; hier hätte aber auch auf das hervorragende Interesse, das die f.-u. Völker überhaupt der allgemeinen Völkerkunde bieten, hingewiesen werden können. [...] Die Volkspoesie, die gerade bei den f.-u. Völkern so reiche und schöne Erzeugnisse aufweist, ist zu kurz weggekommen; mindestens hätten der bei allen Finno-Ugriern anzutreffende Parallelismus und die bei vielen vorhandene Alliteration erwähnt werden können [...] auch das *Kalevala*, das zwar in alle Kultursprachen übersetzt, aber leider wenig bekannt ist, hätte eine kurze Behandlung verdient.« (Ungarische Jahrbücher 5, 1925, S. 313)

All dies kehrt in Steinitz' späterer Forschung wieder: Studien zum Parallelismus (siehe III), Texte zur ostjakischen Folklore, deutsche Volksausgabe des *Kalevala* (kurz vor dem Tode 1967 abgeschlossen) etc. Man kann sich Satz für Satz der Rezension vornehmen und entdeckt in den angemeldeten Desiderata zu Sprachgruppen, Tote-

mismus, Familienstruktur usw. den Finno-Ugristen, der Steinitz in den folgenden vier Jahrzehnten geworden ist.

**III** Das dritte Indiz ist methodischer Natur. Ich erläutere es mit Hilfe der Formel »Parallelismus ist Variation unter Kontrastbedingungen«. Die Dissertation über den *Parallelismus in der finnisch-karelischen Volksdichtung*, 1932 bei Lewy in Berlin begonnen, nach Steinitz' Entlassung »aus rassistischen Gründen« 1934 in Estland verteidigt und in Finnland publiziert, ist ein Vorstoß ins Interdisziplinäre. Über Edition und Übersetzung der Runen-Texte hinaus sucht er die Volkskunde durch eine vorsichtig formulierte Analogie methodisch auszuweiten: »Mir schwebte ein Vergleich mit der Sprachwissenschaft vor, indem ich meine Untersuchung als eine Art ›Grammatik des Parallelismus‹ auffasste.« (Vorwort, S. xii)

Tatsächlich hat er mit dem Buch zur Grammatik des Parallelismus im ganz wörtlichen Sinne weit mehr beige-steuert, als er vorgibt. Grammatik betreiben heißt heute: sprachliche Einheiten kategorisieren und Regeln finden für ihre beschränkte Kombination und Interpretation. 1934 beschreibt Steinitz das Wesen des Versparallelismus – nicht der Diktion, doch der Sache nach – als grammatisch beschränkte Variation lexikalischer Kontraste.

Roman Jakobson (1896–1982), Homo linguisticus und der Parallelismusforscher überhaupt, hat Steinitz' Buch 1936 in Prag als »bahnbrechend für die Erforschung [...] der vergleichenden und allgemeinen Poetik« rezensiert und in seinen Gedichtanalysen die ›Grammatik des Parallelismus‹ oft aufgegriffen, aber nur als Metapher. Ein seltsames Missverständnis zwischen dem Volkskundler Steinitz, der de facto Grammatik betreibt, und dem Linguisten Jakobson, der die Poetik von Laut und Bedeutung als ›Grammatik‹ apostrophiert. Aber es mindert weder den Rang ihrer Beiträge zur Parallelismusforschung, noch hindert es ihre 1940 in Schweden beginnende persönliche Freundschaft. Auch sie stiftet Kohärenz: Ihr entstammt die von Steinitz mit der Arbeitsstelle Strukturelle Grammatik (1961–1973) in Ost-Berlin gegründete Werkstatt für linguistische Innovationen.

Steinitz' Buch hat Vorbildwirkung in der Folklore-Forschung. Die seit Lowth und Herder bekannten Studien zum biblischen Parallelismus (Psalmen) werden ergänzt durch solche zur ob-ugrischen Metrik, zur mongolischen Versepeik, zum estnischen Volkslied, zu den Brautgesängen der Maya, den Totenklagen der Roti. Parallelismus in Folklore-Texten – das ist der Reiz der Vari-





ation im Kontrast der Kulturen.

Das individuelle Kohärenzmoment ist dies: Mit der Parallelismus-Analyse gewinnt Steinitz eine methodische Disposition, die ihn später dazu befähigt, sich mit wechselnden Aufgaben in stets neuen Gebieten zu engagieren. Wie das? Parallelismen aus einem Corpus von 6 000 Versen zu extrahieren, das entsprach gewiss Steinitz' Sammlernatur. Aber die angestrebte Struktur-Analyse erforderte, um hinter den Variationen ihre konstanten Muster zu erkennen, zudem einen flexibel fokussierbaren Scharfsinn. Die an der ›Grammatik des Parallelismus‹ trainierte Sehweise bewährt sich bei seinen späteren Unternehmen, indem sie ihm trotz fachlicher Distanz zum Frühwerk dieselbe Zugangsstrategie nahe legt (siehe VIII).

Die einzelnen Facetten seines wissenschaftlichen Profils waren weder intendiert noch voraussehbar, sondern bestimmt von politischen Konstellationen *und* von Steinitz' Willen, sich darin als Wissenschaftler zu behaupten und als Kommunist zu bewähren. Dennoch zeigen sie alle eine sachlich an der Finno-Ugristik und methodisch an der Variation wiederkehrender Muster orientierte Grundierung.

**IV** Der Wechsel von der Weimarer Republik zum NS-Regime bringt für Steinitz nicht nur einen Ortswechsel Berlin–Tartu–Leningrad, sondern auch einen Umzug aus der akademischen Finno-Ugristik in die Lebenswelt von Finno-Ugriern selbst. Zudem solchen, die gegenüber ihren europäischen Vettern (Ungarn, Finnen, Esten) als ethnisch und kulturell ›ursprünglicher‹ gelten. So erfüllt sich der Wunsch, von den gefährdeten Kulturen zu »retten und sammeln, was wir können«, auf zwei Ebenen:

Steinitz notiert ostjakische Volksdichtung (und wird zu *dem* Kompilator dieses Genres), und er sorgt für den Fortbestand der schriftlosen ostjakischen Kultur durch eine praktikable Verschriftung. Sein Konzept dabei: Ein Buchstabe gibt den abstrakten Stellenwert eines Lautes an, nicht die konkrete, variierende Aussprache (die methodische Nähe zur Parallelismus-Analyse ist evident). Das war, und ist bis heute, sein anerkanntes Verdienst. Sein Pech war, dass er als Basis das lateinische Alphabet vorschlug.

Der Wechsel von Nazi-Deutschland in die UdSSR war für den Kommunisten Steinitz Emigration in die politische Heimat. Zugleich aber geriet der ›inostrannyj specialist‹, der sich am Leningrader Institut der Nordvölker ums kulturelle Überleben der Ostjaken bemühte, in einen

jähren Umschwung der Nationalitätenpolitik. Gemäß dem 1919 von Lenin zur Überwindung des Analphabetismus (in der russischen Bevölkerung) und der Schriftlosigkeit (von etwa 80 Minderheiten) dekretierten Programm, das ganz auf Latinizacija setzte (qua »aktiver Internationalismus« und »Abkehr vom großrussischen Chauvinismus der Zarenzeit«), war Steinitz' Vorschlag für Ostjakisch und verwandte Sprachen wissenschaftlich solide und 1935 noch voll auf Parteilinie. Doch dann kommt der Tag, wo ihn auf einer Lehrerkonferenz in Ostjako-Vogulsk (Chanty-Mansijsk) – wie der reitende Bote im Drama – die alles wendende Nachricht ereilt. In seinem Tagebuch lesen wir:

»21. Oktober. Bis  $\frac{3}{4}$  8 Uhr gearbeitet, dann alles liegen lassen, zu einer Sitzung im Pedtechnikum gelaufen, ursprünglich nur mit Zivotnikov und Mokušin gedacht, jetzt erweitert, da Telegramm vom Narkompros [Volkskommissariat für Bildung]: *Obsudite perechod na russkij alfavit!* [Beratet Übergang zum russischen Alphabet!]. Die Sitzung leitet Valeev, ein Nenze: ›Historisch‹.«

Dass Steinitz, dem Sarkasmus fremd ist, den Tenor der Sitzung als ›historisch‹ notiert, verweist auf die dort aufbotenen Kampfparolen der Russifizierung. Zugleich verrät die bittere Ironie des Ausdrucks die Tiefe des Konflikts, in den die Realität der Sowjetunion den Kommunisten Steinitz gestürzt hat. Die Folgen der ›Beratung‹ sind für ihn subjektiv fatal: Beschuldigungen (»konterrevolutionäre Aktivität, um den Ostjaken das Erlernen der Schriftsprache zu erschweren«), Kündigung der Professur, keine Verlängerung des Aufenthaltsvisums für die UdSSR. Objektiv sind sie glücklich: dass er am 1. November 1937 die Sowjetunion Richtung Stockholm verlässt, hat ihn, wie er nachträglich erkennen muss, sowohl vor der Auslieferung an Nazi-Deutschland bewahrt wie vor der Verschickung in den Gulag, die – mit dem Vorwurf der Spionage – deutschen Kommunisten damals ebenso drohte wie russischen Sprachforschern, die mit Minderheiten umgingen.

**V** Im schwedischen Exil (1937–1946) bleibt Steinitz Finno-Ugrist (Bücher: ostjakische Grammatik, Phonetik, Texte), aber er wechselt vom direkten Einsatz für die lebenden Ostjaken in die eher lebensferne Ostjakologie. Es waren politische Umstände, die die Ostjaken für Jahrzehnte von der Nutzung ostjakologischer Einsichten ausschließen, aber es waren auch politische Umstände, die es Steinitz ermöglichen, die Ostjakologie, ein echtes Orch-

ideenfach, nachhaltig zu fördern. Nach 1946 übernimmt er so viele Aufgaben in der Hochschulreform, dass man ihm wegen seiner Leistung für die zentralen Fächer eine Spielweise für persönliche Forschungsinteressen einräumt. Er kann in Zeiten kontingentierte Papiere und knapper Druckkapazität ostjakologische Spezialarbeiten publizieren. Er kann die Finno-Ugristik in Berlin neu aufbauen und darin Ostjakisch zu einem Schwerpunkt in Lehre und Forschung machen. Großer Nutzen für ein kleines Fach. Aber wie bei vielen Versuchen zur Rettung aussterbender Kulturen bleibt auch hier der Widersinn, dass die Ostjaken und die Ostjakologie völlig getrennten Welten angehören – bis heute.

**VI** Kohärenz wird auch sichtbar an Steinitz' bekanntestem Buch. Das Motiv dafür stammt fraglos vom organisierten Kommunisten und unbeirrten Freund der Sowjetunion, den Erfolg aber verdankt es dem Philologen. 1944 verfasst er im Vorgriff auf den Sieg der Roten Armee und das bei der deutschen Bevölkerung nötige Umdenken ein *Russisches Lehrbuch*. Als Student hatte er Russisch als Hilfssprache der Finno-Ugristik gelernt, in Leningrad zur aktiven Beherrschung entwickelt, in Schweden dann in Emigrantenkreisen auch unterrichtet. Aufschlussreich sind Zweck und Zielgruppe des Buchs, wie sie die im April 1945 in Stockholm erschienene erste Auflage benennt:

»Die russische Sprache, die Sprache eines großen Kulturvolkes und die Hauptsprache der Sowjetunion mit fast 200 Millionen Menschen, wird nach der jetzt unmittelbar bevorstehenden Beendigung des Krieges zu einer *Welt-sprache* werden. [...] Das vorliegende Lehrbuch ist als *Volkslehrbuch* gedacht und setzt höhere Schulbildung nicht voraus.«

Misst man den Anspruch »Volkslehrbuch« an der erreichten Popularität, dann war das Lehrbuch ein Renner. Schon durch die Hunderttausende von Exemplaren, die in der SBZ einer ganzen Generation von frisch zu bakenden Russisch-Lehrern als Starthilfe dienten. Aber es war auch der Tenor der Texte, der den »Russisch-Steinitz« zum Klassiker machte. Aus der Not der Umstände erwuchs die Tugend der Machart, begünstigt durch Steinitz' Neigung zur Einfachheit und den sicheren Blick fürs Wesentliche.

Es gab keine Tradition für Russisch als Schulsprache, also musste er den Stoff bestimmen und eigene Lehrbuch-Texte entwerfen. Entscheidend der Zeitpunkt: 1944

ist die Sowjetunion noch nicht Sieger, Befreier und Vorbild, was verhindert, dass der Lehrstoff zur Gloriole gerät wie in den Russisch-Büchern der nachmaligen DDR. Heute noch rühmen Fachdidaktiker die »nie wieder erreichte Zielsicherheit, Kompaktheit, Verständlichkeit. [...] Man kam mit 26 Lektionen von Null bis zur relativen Beherrschung. Die Texte waren Musterdialoge in Alltagssituationen«. Der Versuch, über ein »Volkslehrbuch« »eine Weltsprache« zu vermitteln, scheiterte allerdings am ideologisch überfrachteten, lebensfremden Schulunterricht in der DDR.

**VII** Nach 1946 steht Steinitz unter anderem vor der Aufgabe, die »völkische« deutsche Volkskunde durch eine deutsche Volkskunde »demokratischen Charakters« zu ersetzen, und zwar – so sein Ansatz – im Konnex zur Völkerkunde. Dadurch kann er qua »Internationalismus« an die randständige, aber ihm vertraute finno-ugrische Folklore zweckmäßig anknüpfen, indem er einen parallelen Umgang mit der deutschen Volksdichtung empfiehlt.

Gewiss, Steinitz' wissenschaftspolitischer Auftrag zur Entnazifizierung und Neuorientierung von Germanistik und Volkskunde rührt von dem in der Emigration gezeigten Einsatz für das »neue Deutschland« und dem damit bei der sowjetischen Militäradministration erworbenen Bonus. Ein Indiz methodischer Kohärenz aber ist seine Grundidee, ein Fachgebiet vor der personellen Besetzung zu konzipieren und Forschung darin zu etablieren durch den Aufbau eines umfassenden Materialfundus. Bei allem Unterschied in der fachlichen Substanz haben die von ihm initiierten Großprojekte (siehe VIII) dies gemeinsam: Daten sammeln, Varianten kategorisieren und die so erhobenen Befunde in geordnete Kenntnisportionen abpacken.

Ins Biografische gewendet: Was Steinitz zunächst am variierenden Parallelismus in Texten als Arbeitsform ausgebildet hat, zeitigt in der Folge einen Parallelismus seines methodischen Vorgehens in fachübergreifender Variation unter politisch induzierten Kontrastbedingungen.

**VIII** Das methodische Grundmuster von Steinitz' Unternehmungen ist konstant, ihr Erfolg hängt jedoch von Variablen ab, deren Belegung politischen Bedingungen unterliegt.

Das *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache* (WDG, 6 Bände, 1961–1977) stellt »die lexikographische Pionierleistung nach dem Zweiten Weltkrieg dar und ist



in mehreren Hinsichten, die die Wörterbuchform, den Wörterbuchstil und die philologische Akribie betreffen, [...] bis in die späten 80er Jahre das Leitwörterbuch« (Wiegand, 2130).

Die im WDG qua Materialfundus manifeste Kohärenz wirkt auf überraschende Weise weiter. 1976 erscheint Band I des sechsbändigen *Großen Wörterbuchs der deutschen Sprache* des Mannheimer Duden-Verlags. Das WDG wird darin nicht erwähnt, aber weidlich ausgeschlachtet. Was Wiegand die gesamtdeutsche Leitfunktion des WDG nennt, ist seine Nutzung als Primärquelle einer bis heute sich fortsetzenden Abschreibkette. Im Nach-Wende-Jargon wäre der Vorgang durchaus als ›früher Wissenstransfer von Ost nach West‹ einzustufen. Die Gründe liegen auf der Hand. Als kommerzielles Unternehmen hätte sich ein westlicher Verlag den Aufwand für das WDG kaum leisten können: 20 Wissenschaftler für 25 Jahre Laufzeit (zehn Jahre allein für die Exzerption von Belegen) bei primitiver Technik (Millionen von Karteikarten). Da bedurfte es schon eines staatlichen Trägers wie der Deutschen Akademie der Wissenschaften, deren Vizepräsident die Macht und den Mut hatte, das nötige Personal unbefristet einzustellen. Heute ist das WDG digitalisiert zugänglich: von [www.bbaw.de](http://www.bbaw.de) führt ein link zum *Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache des 20. Jahrhunderts* und von da eines zum WDG, auf dem das DWDS aufbaut.

Das *Marx-Engels-Wörterbuch* (MEWb) hatte ein anderes Schicksal. Von Steinitz als Autoren-Bedeutungswörterbuch nach Art des Goethe-Wörterbuchs konzipiert, sollte es »die von den Begründern des Marxismus geprägte Terminologie erschließen« (Programm 1952), und zwar lexikografisch nach dem Muster des WDG. Die nach zehnjähriger Exzerptionsphase 1963 edierten »Grundsätze und Proben« erregten Anstoß beim Politbüro der SED. Der Eintrag *Preßfreiheit* aus Marx' Frühchriften führte zur Rüge »Da liefern wir ja dem Gegner Munition aus den Werken der Klassiker« und zum Abbruch des MEWb. Was Steinitz bei anderen Unternehmen Erfolg beschied – wissenschaftspolitisch agierte der seiner Parteitreuere sichere Kommunist stets als Philologe und nicht umgekehrt –, eben das hat ihn hier scheitern lassen.

In den *Deutschen Volksliedern demokratischen Charakters aus 6 Jahrhunderten* (Berlin 1955, 1962) begegnet uns Steinitz pur. Was er als Knabe begonnen, bei Finnen und Esten fortgesetzt, in sibirischer Feldforschung erprobt hat, das wird nun – auf Deutsch und mit den Möglichkeiten eines Institutsdirektors – zum Eigentlichen: die Dokumentation von Volksliedern. Ein sozialkritischer Stoff,

dessen Aufbereitung für die Neuorientierung der Volkskunde Signalfunktion beansprucht und der zudem Steinitz' Sammlerleidenschaft entgegenkommt. Zur motivationalen Kohärenz kommt die strukturelle Analogie im Gegenstand. Die am *Kalevala* ermittelte Variation unter Kontrastbedingungen (siehe III) ist hier konstitutiv für das Genre. Das Wesen des Volkslieds, so Steinitz, »drückt sich in den Varianten aus, im Umsingen, in der Bereitschaft, ein Lied einer neuen Situation gemäß umzugestalten, ohne sich um die Autorität eines Vorbildes zu kümmern« (Vorwort, S. xxxv).

Steinitz' Sicht auf die deutschen Volkslieder »demokratischen Charakters« verrät ihn als Sozialromantiker. Obwohl so intendiert und zeitweilig populär bei studentebewegten Singegruppen (Nachdruck bei Zweitausendeins), wurde die Liedsammlung *nicht* zum Fels in der Brandung gegen die U-Musik des hereinbrechenden Medienzeitalters. Anders als das WDG wirkt sie heute auf rührende Weise obsolet: Das Glück des Sammlers überstrahlt die Mühsal der Aufzeichnung, und die mit den Liedlieferanten erlebte Nähe zum Volk gilt ihm als Bestärkung im Glauben an den gesellschaftlichen Fortschritt.

Die in Inhalt und Zuschnitt persönlichste von Steinitz' Investitionen ist das *Dialektologische und Etymologische Wörterbuch der ostjakischen Sprache* (DEWOS, 1966–1993). Während in den Wörterbüchern der großen Philologien die anonyme Abschreibkette waltet, integriert das DEWOS als Wissensspeicher eines kleinen Fachs explizit alle früheren Wörterbücher und Textquellen. Resultat des kaum wiederholbaren Projekts: ein langlebiger Standardwerk.

**IX** Um ihre Identität zu bewahren und psychisch zu überleben, blieb Emigranten wie Jakobson oder Steinitz nur, sich an der Wissenschaft festzuhalten wie an einer Balancierstange. Steinitz gelang es, in allen Lebenslagen Philologie zu betreiben – Sammeln und Aufbereiten von Material hatten Sinn und Zweck in sich. Bei ihm verbinden sich Motiv und Methode zu der Fortüne, aus einer Leidenschaft immer wieder einen Beruf machen zu können. Ein hypothetisches Fazit, gewiss, das aber angesichts kompetitiver Professionalität, kurzlebigen Expertentums und marktorientierter Ergebnisverwertung heute immerhin nachdenklich stimmen kann.

#### Literatur

- A. Leo: *Leben als Balance-Akt. Wolfgang Steinitz: Kommunist, Jude.* Wissenschaftler. Berlin 2004  
H. E. Wiegand: *Deutsche Lexikographie der Gegenwart*, in: *Wörterbücher. Ein Internationales Handbuch zur Lexikographie.* Berlin/New York 1990, S. 2100–2246



Frank Berzbach

## Erfolge jenseits der Alma Mater

*Die Realität richtet sich selten nach den Vorgaben der Wissenschaftspolitik, die einerseits den Transfer von Wissen aus den Universitäten in die Wirtschaft fördern und andererseits gute Köpfe an den Universitäten halten möchte. Der »forschungspolitische Steuerungsbedarf« verfügt noch über wenig Daten zur »intersektoralen Mobilität«, aber unser Autor hat ein paar richtungsweisende Beobachtungen gemacht.*

### Die Besten machen Karriere: außerhalb der Universität

Als Robert Nyenhuis aus seinem Studienjahr in den USA zurückkommt, warten drei Stellenangebote auf ihn. Die Professoren sind von dem jungen Luft- und Raumfahrt-Ingenieur, der an der University of Michigan einen Masterabschluss erworben hat, angetan. Sein Spezialgebiet ist die numerische Strömungslehre, ein auch für Drittmittelgeber aus dem Luftfahrtgewerbe interessanter Bereich. Der junge Ingenieur ist nach den guten Erfahrungen im Ausland voller Enthusiasmus: »Ich wollte in der Forschung arbeiten, neue Ideen ausprobieren und umsetzen, das Wissen meines Faches vorantreiben.« Von engagierten Jungforschern sind Professoren oft begeistert, und Mitte der 1980er Jahre gab es für sie auch noch Stellen. Eine davon nimmt der Ingenieur an der TU Berlin an.

Die neue Stelle sieht allerdings anders aus als erwartet: »Mein Chef war eigentlich nicht Wissenschaftler, sondern Forschungsmanager. Er war selten zu sehen und selten zu sprechen«, sagt Robert Nyenhuis heute. Der Professor reichte die Aufgaben des Auftraggebers weiter und schickte die Doktoranden in die Abstellkammer, die als Büro dient. Schnell wird deutlich, dass es nicht um die Erweiterung des wissenschaftlichen Wissens geht, sondern um Jobs, die Unternehmen an die TU Berlin geben. »Wir waren hoch spezialisierte Programmierer, die eine Aufgabe nach der anderen bearbeiteten. Vor allem waren wir billige Arbeitskräfte«, meint der Ingenieur, aber er lacht. Nachher ist man klüger, aber als junger Forscher, frisch von der Uni und ohne Kenntnisse der realen Arbeitswelt, lässt man sich ausnutzen. In weiter Ferne wird

schließlich ein Dokortitel versprochen, ein lohnenswertes Ziel.

Die lange Verweildauer älterer Kollegen im Institut fiel ihm allerdings früh auf. Es zogen oft fünf bis sechs Jahre ins Land, bevor der Abschluss zugelassen wurde. Und das nicht ohne Grund: Eine hohe Fluktuation ist für die spezialisierte Auftragsarbeit nicht günstig. Daher verlängerte der Chef die Zeit bis zum ersehnten Abschluss und schob ihn hinaus. Auch da ist man als junger Mensch zurückhaltend und hat oft keine Vergleichsmöglichkeiten. Summarisch meint Robert Nyenhuis zu der damaligen Zeit: »Es stimmte vieles nicht. Wir konnten nicht forschen, sondern wurden ausgenutzt. Wir hatten keine anregende Lernumgebung, sondern saßen allein in zu kleinen Räumen. Wir hatten Ergebnisse abzuliefern, von der Promotion schwierte der Chef.«

Nach gut zwei Jahren Frust endete 1989 das Doktorandensein. Einer der zahlreichen Verträge lief im Frühjahr aus, der nächste sollte eventuell im Herbst folgen. Der Chef verlangte von seinen Untergebenen, dass sie sich arbeitslos meldeten und an der Uni weiterarbeiteten. »Das war für mich ein Schock, der Vorschlag lief all meinen Wertvorstellungen entgegen. Arbeitslosenhilfe ist gedacht für den Notfall, nicht für Doktoranden.«

Robert Nyenhuis hat damals nicht lange überlegt und sich auf Jobsuche gemacht. Da ihm die Wissenschaft in ihrer unattraktivsten Form begegnet ist, hat er nach Forschungsstellen gar nicht erst gesucht. Und er ist sehr schnell fündig geworden. Zuerst war er Lehrer an der Verkehrsfliegerschule in Bremen, bald auch Abteilungsleiter. Es dauert nicht lange, und er wechselt in die Kon-

zernzentrale nach Frankfurt, dort war man von seinen Leistungen überzeugt. Robert Nyenhuis ist heute Produktionsleiter der Lufthansa Technik Wartung, er ist Vorgesetzter von 700 Mitarbeitern. Vereinfacht gesagt, ist er dafür verantwortlich, dass die Flugzeuge nicht vom Himmel fallen. Er hat nebenberuflich an der Fernuniversität Hagen ein Aufbaustudium in Betriebswirtschaftslehre absolviert, spricht zwei Sprachen fließend und studiert inzwischen wieder an Elitehochschulen in Kanada, England und Japan. Bezahlt wird das erneute Studium von seinem Arbeitgeber, der pflegt seine Eliten. Robert Nyenhuis ist heute 41, im deutschen Wissenschaftssystem wäre er wahrscheinlich noch nicht einmal Professor.

Von einer sehr interessanten Erfahrung berichtet der Manager. Er stellt hoch begabte Ingenieure ein, die jetzt Mitte 20 sind. Im Bewerbungsgespräch erfährt er, dass es Doktoranden sind, die aussteigen wollen. Die Gründe kennt er, sie haben sich nicht verändert. In der Industrie bekommen sie einen gut bezahlten Job, anregende Kollegen, die Möglichkeit zum Weiterlernen, einen soliden Arbeitsvertrag. Also alles, was die deutsche Wissenschaft derzeit nicht zu bieten hat.

### Ein übergreifendes Phänomen

Ob es überhaupt Gemeinsamkeiten zwischen Geistes- und Naturwissenschaften gibt, daran zweifeln viele. Wenn es aber um junge Karrieren geht, sind sie sich erstaunlich ähnlich.

Ein erstes Buch von Uwe Britten ist inzwischen ins Koreanische übersetzt. Sein vierter Jugendroman *Pille* ist soeben im Thienemann Verlag erschienen. Er hat Sachbücher über Straßenkinder in Deutschland und in der Dritten Welt geschrieben. Im Rowohlt Verlag ist eine Anthologie erschienen, nachdem er über zwei Jahre die Zukunftsvorstellungen von Kindern und Jugendlichen aller Schulformen gesammelt hatte. Uwe Britten ist heute Lektor in einem angesehenen Fachverlag in Bonn und selbst Autor zahlreicher Veröffentlichungen. Dies kann man als erfolgreiche Karriere bezeichnen, und die war alles andere als geradlinig.

Nach dem Hauptschulabschluss hat Uwe Britten Hemden verkauft und in einer Spedition gearbeitet. Er hat über ein Kolleg das Abitur nachgeholt, dann Literaturwissenschaft und Philosophie studiert. »Schon das Abitur war für mich als Arbeiterkind ein großer Erfolg, mit dem Studium wollte ich es einfach versuchen«, meint der Autor heute. Eigentlich war alles erfolgreich, was

Uwe Britten bisher in seinem Leben angefangen hat. Bis er am deutschen Wissenschaftssystem scheiterte.

Umwege erhöhen die Ortskenntnis, sagt ein Sprichwort. Uwe Britten war von Anfang an engagiert und selbstständig und insofern vielleicht kein gewöhnlicher Student. Wenn ihm etwas nicht gepasst hat, hat er nicht resigniert, sondern zugepackt. Er ist in eine gerade neu gegründete Zeitschrift für Randgruppenliteratur eingestiegen, später hat er mit anderen einen kleinen Verlag gegründet. Er war, allein schon durch seine Erfahrung, nie ein träger Bummelstudent. Das haben auch seine Professoren bemerkt, und nach dem Abschluss brachte ihn einer der Professoren auf die Idee weiterzumachen. »Ich hätte im Traum nicht daran gedacht, zu promovieren«, erinnert sich der Autor. Die formalen Hürden sind hoch, er wird in den drei Jahren als Doktorand das große Lateinum nachholen, also sechs Stunden die Woche Latein pauken, und weiterhin in dem Verlag mitarbeiten. In seinem Promotionsprojekt beschäftigt er sich mit Identitätskonstruktionen in autobiografischen Texten. Das Thema entwickelt sich gut, als Doktorand kommt er schnell voran.

Das Verhältnis zu seinem Doktorvater ist alles andere als einfach. »Fachlich gab es kaum ernst zu nehmende Differenzen, aber sozial war es schwierig. Nachdem ich zum Beispiel ein weiteres Kapitel der entstehenden Dissertation eingereicht hatte, wurden mir die Ergänzungswünsche mitgeteilt. Nachdem die eingebaut waren, bekam ich drei Monate später zu hören, dies sei völlig unnötig gewesen.« Solche Verhaltensweisen verunsichern ihn, aber Britten macht weiter. Es gab nie ernsthaften Streit. Allerdings hat Uwe Britten den Eindruck, dass die Doktoranden ihren Chef betreuen müssen, nicht umgekehrt. »Promovieren ist vor allem eine soziale Anpassungsleistung«, meint Uwe Britten heute, »nur wer es schafft, allen Fettnäpfen aus dem Weg zu gehen, der kommt durch.« Es sei vor allem diplomatisches Geschick und eine hohe Frustrationstoleranz nötig. Und in den drei Jahren als Doktorand macht er einen großen Fehler: Er konzentriert sich auf sein Thema. Er hält sich an Max Weber, er »dient rein der Sache«. Uwe Britten nimmt die Kritik des Professors immer auf, telefoniert regelmäßig und »pflegt« die Beziehung, so gut er kann. Der Chef bekommt ständig Textteile zu lesen, kennt also die Entwicklung der ganzen Arbeit. Am Ende wird das allerdings nicht reichen.

1994, nach fast drei Jahren, lernt Uwe Britten für die Abschlussprüfungen. Die Doktorarbeit ist soeben seinem





Professor zugeschickt worden. Es folgen eigentlich nur Formalitäten, der Professor kannte schließlich alle Einzelkapitel der Arbeit vorher. Der Chef hat sich zwar nicht um seinen Doktoranden gekümmert, der aber, so viel er konnte, um seinen Chef. Der angehende Wissenschaftler muss dennoch einen Fehler gemacht haben, er selbst weiß jedoch bis heute nicht, was passiert ist. Auf der letzten Besprechung eröffnet der Professor ihm, dass er seine Arbeit nicht annehmen will. »Ich saß in dem Büro und konnte kein Wort mehr sagen. Ich wusste gar nicht, was los war«, noch heute wird die Stimme von Uwe Britten leiser. Es war kein Streit vorausgegangen, kein Dissens. Sein Doktorvater wirft ihm den Satz hinterher: »Ich verstehe das nicht, du hast doch einen Hochschulabschluss.« Da fällt für Uwe Britten endgültig die letzte Klappe, er verlässt das Büro und schmeißt alles hin. Für den Professor hat so ein Eklat keine Folgen, die trägt nur der Doktorand. Der verliert drei Jahre, hat eine vollständige Promotion verfasst und wird schließlich kurz vor dem Ziel aussortiert.

Uwe Britten wäre gern Wissenschaftler geworden, auch weil er an seiner geisteswissenschaftlichen Disziplin einige Kritik hat und einiges besser machen wollte und weil er gerne mit jungen Leuten arbeitet. »Die Germanisten sitzen an der Uni und arbeiten vor sich hin, um die Zukunft der Studenten oder die Vernetzung des Faches in der Gesellschaft kümmert sich keiner. Selbst auf den kleinen Arbeitsmarkt in Verlagen gibt es keine Vorbereitung.« Heute, über zehn Jahre später, denkt der erfolgreiche Autor und Verleger nicht mehr an die wissenschaftliche Karriere. In seinem Beruf, auf Lesungen, in Seminaren begegnen ihm viele Praktikanten und Studenten. Darunter auch frustrierte Germanisten, die an ihrem konservativen Studium verzweifeln. Ihre Liebe zum Fach und die Realität an der Universität fallen völlig auseinander. Britten rät engagierten Studenten, die Neugier und Leidenschaft mitbringen, nur zu einer wissenschaftlichen Karriere, wenn sie sich vorher alle Tücken klar gemacht haben, denn das Risiko, sehr viel Zeit für nichts zu verlieren, scheint ihm doch recht hoch. Nach seinem absurden Scheitern an der Uni kann das niemanden wundern. Warum muss man sich heute noch dem Zufall und den Launen in einem feudal organisierten Hochschulsystem aussetzen? Auf dem Spiel steht die eigene berufliche Zukunft – und das ist ein zu hoher Einsatz.

Benjamin Jordan ist noch nicht ausgestiegen, aber er

denkt jede Woche darüber nach. Der Diplombiologe promoviert seit 2002 an einer ostdeutschen Universität. Er hat bei »Jugend forscht« und gleich mehrfach den Deutschen Studienpreis gewonnen. Er betreibt zusammen mit anderen ein Wissenschaftsmagazin im Internet und sitzt inzwischen selbst in der Jury von Forschungswettbewerben. Forschung und Biologie sind sein Leben, diese Entscheidung ist schon lange vor der Studienzeit gefallen. Aber auch wer aus Leidenschaft etwas macht, ist nicht zu allem bereit. Ein Studienjahr im Ausland hat den Eindruck hinterlassen, dass es anders geht. Es liegt, so seine Schlussfolgerung, nicht an der Wissenschaft selbst, sondern an den speziellen Arbeitsbedingungen in der deutschen Universität, wenn er ans Aussteigen denkt.

Wer ihn im Sommer trifft, der denkt, er sei in Urlaub gewesen. Er ist braun gebrannt, allerdings vom Unkrautjäten. Dass er dazu verpflichtet ist, und zwar innerhalb von zehn Tagen 60 Stunden, steht sogar in seinem Vertrag. Das Projekt, in dem Benjamin Jordan mitarbeitet, wird von mehreren Universitäten und zwei privaten Forschungsinstituten getragen. Die beteiligten Doktoranden sind nichts als Arbeitsbienen in diesem Zusammenhang. Zum Lesen wissenschaftlicher Literatur kommt er nicht, ob seine Arbeit überhaupt noch etwas mit Wissenschaft zu tun hat, kann er schwer sagen. Wenn er sich mit anderen Stipendiaten an seiner Uni trifft, egal aus welcher Fakultät, dann stellt er fest, dass hier alle unzufrieden und frustriert sind. Dies war das Ergebnis eines Treffens mit dem Betreuungsdozenten Anfang 2004, der Professor war völlig schockiert von der Situation der Doktoranden. Ändern kann er hingegen nichts, er kann nur zuhören. Immerhin, denn Jordans eigener Chef legt gern noch eines drauf, wenn Kritik laut wird: »Tja, die Abbrecherquote bei meinem eigenen Doktorvater war auch sehr hoch, Wissenschaft ist eben ein harter Job.«

Die intellektuellen Anregungen muss er sich außerhalb seiner 50-Stunden Woche an der Uni holen. Das ist kaum zu organisieren, weil keine Zeit bleibt. Sein Chef hat ihm neulich den Satz nachgeschmissen: »Machen Sie dieses Wochenende schon wieder frei?« Was den erfolgreichen Jungforscher am meisten demotiviert, sind die alltäglichen Denkverbote. »Wir übernehmen die Alltagsarbeit, machen Gärtnerarbeit, zählen Insekten. Hauptsache, wir bringen keine neuen Ideen ein, das ist hier unerwünscht. Wer brav die Befehle befolgt und still vor sich hin arbeitet, gewinnt am Ende«, meint der Biologe.

Die Frage liegt nah, was ihn davon abhält, zu kündi-

gen. »Ich möchte Wissenschaftler werden, ohne Dokortitel ist das leider unmöglich. Es gibt keine Alternative.« Benjamin Jordan sagt das etwas gequält. In den Forschungsprojekten der Elfenbeintürme fristen viele Doktoranden ihr Dasein in den Arbeitskellern. Wenn einer geht, kommt der nächste. Um Unkraut zu jäten und Insekten zu zählen, muss man keine Forschungswettbewerbe gewonnen haben. Er hat den Eindruck, dass überdurchschnittliche Leistungen, die ja immer auch Selbstdenken erfordern, im Umfeld seines Projekts eher unvorteilhaft sind. Hinzu kommt, dass Benjamin Jordan die Forschungspraxis selbst immer absurder findet: »Es geht nur noch darum, wie viel man publiziert hat, Zeit für gründliche Recherche und intellektuelle Durchdringung bleibt da nicht. Irgendwann wird es nur noch Zitierkartelle und oberflächliche, schnelle Publikationen geben«, meint der Biologe. Da er früh in die Forschung eingestiegen ist und durch Stiftungen, Stipendien und Wettbewerbe gefördert wurde, hatte er ziemlich idealistische Vorstellungen von Wissenschaft und hat sich an diesen Idealen orientiert. In den Elite-Netzwerken der Wettbewerbe hat er überdurchschnittliche Wissenschaftler und auch Studierende getroffen. Daher hält er Forschung für einen Innovationsraum, für Erkenntnisproduktion. Was er bei seinen Chefs in Deutschland allerdings beobachtet, ist das Spiel der Prestigemultiplikation, meist auf Kosten der Untergebenen. Ideen von Doktoranden stören das etablierte Geschäft nur.

Sich daran anzupassen, bis man selbst aufgestiegen ist, erfordert die Fähigkeit zur inneren Immigration. Das ist schwer, weil Jordan kein esoterisches Wissenschaftsverständnis hat. »Gerade die Naturwissenschaft muss besser vermittelt werden, wir haben Probleme im Umweltbereich, die sehr komplex sind. Auch Wissenschaftler müssen sich dafür einsetzen, dass in der Politik und der Wirtschaft besser verstanden wird, was vor sich geht.« Mit diesem Wissenschaftsverständnis eckt er allerdings an. Das ist für einen akademischen Gärtner keine gute Einstellung. Wissenschaftler haben eine Stimme, die gehört wird, davon ist Jordan überzeugt. Aufhören scheint ihm derzeit dennoch keine Lösung. So weitermachen aber auch nicht.

### Wissenschaft als Beruf?

Wie also steht es um Max Webers Diktum, dass der Wissenschaftler ›nur der Sache‹ dienen soll, wenn er eine Persönlichkeit werden will? Soll sich ›eine Persönlichkeit‹

den Verhältnissen, die in den Arbeitskellern der deutschen Elfenbeintürme herrschen, anpassen? Wer ›der Sache‹ statt nur dem Chef dienen will, trägt das Risiko, aussortiert zu werden. Aber für manche wird der Ausstieg aus der Wissenschaft der sichere Weg zu einer Karriere, auf die sie innerhalb der Universität nicht nur über Gebühr lange warten müssen, sondern die auch mit einem hohen Preis auf Verzicht der Entwicklung einer eigenen Persönlichkeit verbunden ist. Außerhalb der Universitäten warten bessere Entwicklungsmöglichkeiten, attraktivere Verträge, intellektuelle Herausforderungen, realistische Zukunftsaussichten, ein angemessenes Büro und vor allem: ein besseres Arbeitsklima.

Woher soll die Wissenschaft ihren Nachwuchs bekommen, wenn die erstklassigen Persönlichkeiten nur im Ausland, in der Industrie oder als Selbstständige arbeiten? In dem Punkt sind wir doch wieder bei Max Weber, der 1917 meinte: »[...] es ist außerordentlich gewagt für einen jungen Gelehrten, der keinerlei Vermögen hat, überhaupt den Bedingungen der akademischen Laufbahn sich auszusetzen. Er muss es mindestens eine Anzahl von Jahren aushalten können, ohne irgendwie zu wissen, ob er nachher die Chance hat, einzurücken in eine Stellung, die für den Unterhalt ausreicht.« (Weber, 1)

Literatur  
M. Weber: *Wissenschaft als Beruf* (1917/1919). Studienausgabe.  
Tübingen 1994

1 Name von der Redaktion geändert.

### Einschub-Zitat

Die Autonomie der Universität wird nicht reichen, wenn sie die Autonomie der dort ansässigen Feudalherren einschließt. (NN – Name ist der Redaktion bekannt)



## Der exzellente Nachwuchs

*Als die ›Herrschaft der Besten‹ verstand Platon die Herrschaft der am Gemeinwohl orientierten Eliten. Heute wird der Begriff für Spitzenleute, das heißt Leute an der Spitze von Politik, Wirtschaft, Medien oder Sport, verwendet. Im Kontext von Wissenschaft und Forschung ist die Elitenförderung ein unverzichtbares Argument, sobald von der globalen Konkurrenz und dem so genannten ›Brain Drain‹ die Rede ist. Während Theoretiker noch darüber streiten, was bzw. wer Elite ist und wie die Universitäten in Leuchttürme verwandelt werden könnten, haben die Praktiker bereits begonnen, in künftige deutsche oder auch europäische Nobelpreisträger zu investieren – keineswegs nur in Technik- und Naturwissenschaftler.*

### Eine kleine, nicht repräsentative Auswahl

Der Würzburger Wissenschaftshistoriker Dag Nikolaus Hasse erhielt als erster Geisteswissenschaftler eine ›Lichtenberg-Professur‹. Die Stiftung verhilft dem 35-Jährigen zu einem Lehrstuhl, dessen Ausrichtung er selbst bestimmen durfte. Hasse wird den arabischen Einfluss auf die europäische Wissenschaftsgeschichte untersuchen. Eine Forschungsdisziplin, die in Deutschland bisher nicht institutionalisiert ist. Mit der ›Lichtenberg-Professur‹ ist eine fünfjährige Förderung von insgesamt 0,8 bis 1,5 Millionen Euro verbunden. Bei positiver Evaluation, die spätestens am Anfang des fünften Jahres gemeinsam durch die Universität und Stiftung erfolgt, kann die Förderung sogar auf bis zu acht Jahre verlängert werden. ([www.volkswagenstiftung.de/presse](http://www.volkswagenstiftung.de/presse))

Dr. Cornel Zwielerlein erhielt 2004 das Akademiestipendium der BBAW. Zwielerlein, Jahrgang 1973, hat nach dem Abitur im Jahre 1992 in Deutschland Germanistik, griechische Philologie, Theaterwissenschaften und Jura studiert und 1998 den Magister Artium erlangt, in Frankreich auf dem Gebiet der Ge-

schichte der frühen Neuzeit 1997 die Maîtrise d'histoire erworben, schließlich 1999 das 1. Staatsexamen in Jura abgelegt. Im Juli 2003 verteidigte er in München seine Dissertation. Von 1993 bis 1998 wurde Cornel Zwielerlein von der Studienstiftung des deutschen Volkes gefördert, 1996/97 ermöglichte ihm ein Jahresstipendium des DAAD den Aufenthalt in Tours, von 1999 bis 2001 erhielt er ein Promotionsstipendium der Gerda-Henkel-Stiftung Düsseldorf, seit Oktober 2003 bis Jahresende ein Postdoc-Kurzstipendium des Historischen Instituts Paris. Das Akademiestipendium der BBAW wird für die Dauer eines Jahres erteilt und kann einschließlich einer Reise- und Sachkostenpauschale bis zu 30 000 Euro betragen.

([www.bbaw.de/akademie/stipendium.html](http://www.bbaw.de/akademie/stipendium.html))

Friedrich Eisenbrand, Jahrgang 1971, studierte Informatik, Mathematik und Zahnmedizin, promovierte und habilitierte 2003 im Fach Informatik an der Universität des Saarlandes und des Max-Planck-Instituts für Informatik Saarbrücken; seit Januar 2003 beschäftigt am MPI für Informatik. 2001 bekam er die Otto-Hahn-Medaille der Max-Planck-Gesellschaft – verliehen für Arbeiten zur Theorie der Gormory-Chvátal-Schnittebenen – und den Hans-

Maier-Leibnitz Preis der DFG 2004, der mit 16 000 Euro dotiert ist.

([www.dfg.de/aktuelles\\_presse/preise/leibnitz\\_preis/2004](http://www.dfg.de/aktuelles_presse/preise/leibnitz_preis/2004))

Michael Feiginov, Jahrgang 1971, Russische Föderation, Fachgebiet physikalische Elektrotechnik, studierte am Moskauer Institut für Physik und Technologie und promovierte 1999 am Institut für Radioingenieurwesen und Elektronik (IRE) der Russischen Akademie der Wissenschaften. Für diese Arbeit erhielt er das russische Staatsstipendium für junge Wissenschaftler. Er war zuletzt wissenschaftlicher Mitarbeiter am IRE der Russischen Akademie der Wissenschaften in Moskau. Er ist einer der mit dem Sofja-Kovalevskaja-Preis ausgezeichneten Wissenschaftler, denen in den Jahren 2004 bis 2007 ein Betrag von insgesamt bis zu 1,2 Millionen Euro für Forschung eigener Wahl zur Verfügung gestellt wird.

([www.humboldt-foundation.de](http://www.humboldt-foundation.de))

Christiane Berger-Schaffitzel, Jahrgang 1973, 2003 Postdoc-Stipendium der Ernst Schering Research Foundation (dotiert mit 3 800 Euro monatlich für eine Dauer von zwei Jahren), 2002–2003 Praktisch-didaktische Ausbildung für das Höhere Lehramt der ETH Zürich, 2001–2002 Postdoc-Stipendium der Roche Research Foundation, seit 2001 Postdoc am Institut für Molekularbiologie und Biophysik der Universität Zürich, 2001 Promotionspreis der Universität Zürich, 1997–2001 Doktorarbeit am Biochemischen Institut der Universität Zürich, 1998–2000 Kekulé-Stipendium vom Fonds der Chemischen Industrie, 1994–1997 Förderung durch die Studienstiftung des deutschen Volkes, 1992–1997 Studium der Biochemie an der Universität Hannover und der Medizinischen Hochschule Hannover.

([www.diejungeakademie.de/mitglieder/index\\_2.htm](http://www.diejungeakademie.de/mitglieder/index_2.htm))

Während des EuroScienc Open Forum (ESOF), erstmals im August 2004 in Stockholm, bekamen 25 junge Wissenschaftler (22 Männer, 3 Frauen), die am Beginn ihrer Karriere stehen, ein Stipendium, das mit 1,0 bzw.

1,25 Millionen Euro dotiert ist. Es soll den Forschern Gelegenheit geben, eine eigene Forschungsgruppe zu gründen und fünf Jahre unabhängig zu forschen. Dieser European Young Investigator Awards (EURYI) wurde gestiftet, um exzellenten jungen Wissenschaftlern aus allen Wissenschaftsgebieten (einschließlich Geisteswissenschaften) und aus allen Ländern die Möglichkeit zu geben, mit eigenen Forschungsteams an europäischen Forschungszentren zu arbeiten.

Einer der Preisträger des EURYI-Awards 2004 ist Andrius Baltuška, Jahrgang 1971, geboren in Leningrad. Er studierte Physik an der Universität Vilnius (Litauen), Promotion im März 2000, 1992–1995 Forschungsassistent am Laserzentrum Vilnius, 2000–2002 Wissenschaftler an der Universität von Tokio, bis 2004 Wissenschaftler am Institut für Photonik der Technischen Universität Wien.

([www.dfg.de/aktuelles\\_presse/preise/](http://www.dfg.de/aktuelles_presse/preise/))



Elisabeth  
Meyer-Renschhausen

## Low Budget Academics

Freischaffende Akademikerinnen, unsichtbar

Ich habe es erst bemerkt, als Studentinnen mich danach fragten. Es machte sie neugierig, wie ich so durchkam, ohne Festanstellung. Aus ihrer Sicht gehörte ich zu einer neuen Art Berufsabenteurer. Sie erzählten mir, dass die Absolventen der Hochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik Pioniere im Job-Erfinden wären. Statt Anstellungen im öffentlichen Dienst anzustreben, schafften sie sich ihre eigenen Tätigkeitsfelder. Anfangs meist mit viel unentgeltlicher Arbeit, danach weiterhin deutlich unterbezahlt. Aber immerhin mit Projekten, die man inhaltlich vertreten kann und für die es sich wirklich lohnt, sich einzusetzen: wie Jugendzentren in Problemstadtteilen, Mädchenläden in den Ghettos, Behindertenwohngemeinschaften – Gründungen, die vom Staat manchmal gern übernommen wurden.

Eine Verbleibstudie des Otto-Suhr-Instituts in Berlin ergab Ähnliches: Politologiestudenten sind in der Regel ein Jahr nach Studienabschluss immer noch erwerbslos. Ein Jahr später haben 50 Prozent von ihnen Stellen. Oft unterbezahlt, selbst geschaffene Jobs, mit denen sie in der Regel zufrieden sind. Es handelt sich meist um Tätigkeiten in Bereichen, die ökonomisch unterschätzt werden, wie etwa beim Weltfriedensdienst, der Projekte in Afrika unterstützt. In den achtziger Jahren half das Land Berlin bei derartigen Projekten. Daraus entstand die Überbrückungsfinanzierung neu entwickelter Stellen seitens der Arbeitsämter. Aber dieses gut funktionierende soziale Krisenmanagement wurde Anfang der 1990er Jahre dem Wendeprozess geopfert.

### Sabbatjahre

Ich war jahrelang von einer Arbeit an die nächste geraten. Es begann mit gesellschaftspolitischer Bildung für Arbeiter und führte von dort zu Modellseminaren für externe Abiturienten und Sozialhilfeempfängerinnen an Volkshochschulen. Dadurch kam ich an die Hochschule für Sozialarbeit und bald darauf als wissenschaftliche Mitar-

beiterin an eine Universität. Dass damals bereits die ersten Sparzwänge existierten, bekamen wir noch kaum mit. Wir erhielten Zweidrittelstellen. Im letzten Drittel sollten wir uns weiterqualifizieren, also die Doktorarbeit verfassen. Praktisch beschränkte sich das Nebenher-Propagieren auf die Semesterferien. So war ich nach meinen fünf Jahren ganz zufrieden, als ein Jahr Arbeitslosigkeit mir ermöglichte, meine Dissertation fertig zu schreiben.

Danach arbeitete ich drei Jahre in einer Schule für Erwachsenenbildung und ging dann wieder in die Forschung. Die sich nach zwei Jahren anschließende erneute Erwerbslosigkeit bemerkte ich kaum, da ich noch an meinem Forschungsbericht schrieb. De facto handelte es sich bei unseren aus der Arbeitslosenversicherung finanzierten Auszeiten um ›Sabbatjahre‹ in Eigenregie. Im Konsens mit den Sachbearbeiterinnen bei den Arbeitsämtern entlasteten wir so den Arbeitsmarkt und praktizierten eine Art Umverteilung der bezahlten Arbeit.

Diese Sabbatjahre kennt das amerikanische Universitätssystem schon lange: Dort gehört es zu den quasi zünftigen Verpflichtungen von Professorinnen, sich alle paar Jahre beurlauben zu lassen – unter Verzicht auf die Hälfte des Salärs, damit eine Vertretung angestellt werden kann und diese Hochschullehrer die Finanzierung ihrer Forschung bei einer der privaten Stiftungen beantragen können. Der dänische Staat beschloss Mitte der neunziger Jahre, jedem, der bereit war, auf einen Teil seines Lohns zu verzichten, zwecks Umverteilung der bezahlten Arbeit ein Weiterbildungs- oder Sabbatjahr zu finanzieren.

### Die Exklusion der freischaffenden Intelligenz

In meinem Fall ergaben sich ab Mitte der neunziger Jahre Gastprofessuren, ›Frauenprofessuren‹, die zwar beschlossen, aber dann doch nie ernsthaft ausgeschrieben wurden. Es gab ja genügend von uns neuen Freiberuflerinnen, die bereit waren, derartige Stellen kurzzeitig zu ›vertreten‹. Wir bildeten freiwillig eine neue Niedriglohngruppe an



den Universitäten und hätten aus Leidenschaft wohl noch lange so weitergemacht, wären dann nicht Juniorprofessoren finanztechnisch praktisch auf Kosten der älteren Privatdozenten eingeführt worden. Die Gruppe, die das Modell des flexiblen Wissenschaftlers vorgelebt und angeregt hatte, wurde nun zur ›Verschrottung der Privatdozenten‹ freigegeben, wie ein Vertreter des BMBF das nannte.

Die frei schwebenden Intellektuellen in meinem Umkreis nehmen das erstaunlich stoisch, leben karg von gelegentlichen Projekten, Erspartem oder Ererbtem und vereinzelt Aufträgen, mal besser, meist schlechter bezahlt. Ich erinnere mich an das letzte Telefonat mit einer Kollegin. »Man kann halt keine Bücher mehr kaufen. Ich gehe in die Bibliothek und leihe mir die Bücher aus.« Gerlinde Wolf rechnet nicht mehr mit einer Stelle. Sie ist Ende 50, sehr gebildet und reflektiert. Ihr Doktorvater war überzeugt, dass sie an der Universität bleiben müsse. Trotz Streichungen bei den Geistes- und Sozialwissenschaften seit Beginn der achtziger Jahre schien das – dank Frauenförderplänen – noch Anfang der neunziger Jahre nicht ausgeschlossen. Als einige Jahre später immer mehr Stellen in den Kulturwissenschaften eingespart wurden, kam Gerlinde Wolf über eine Neid- und Missgunstgeschichte, die sich gegen ihren Doktorvater richtete, um die Daueranstellung. Nun hofft sie auf weitere Vertretungen, um nicht allzu verarmt ins Rentenalter eintreten zu müssen. Als Käuferin der erlesenen Produkte von Verlagshäusern, als Besucherin von Opern oder Museen fällt sie schon jetzt aus. Seit Jahren denkt sie darüber nach, in eine kleinere Wohnung zu ziehen. Aber die wäre wahrscheinlich kaum billiger, jedoch weniger zentral gelegen. Sie könnte nicht mehr alle ihre Wege mit dem Rad bewältigen und die Lesungen, Vorträge und Vernissagen besuchen, für die sie keinen Eintritt bezahlen muss. Irgendjemand ist immer interessiert, dass Gerlinde Wolf vorträgt oder publiziert. Honoriert werden wissenschaftliche Veröffentlichungen nicht, Vorträge nur mäßig. Die meisten Verlage gehen noch immer davon aus, publizierende Forscher würden seitens der Universitäten bezahlt.

Gerlinde Wolf ist nach wie vor vom Sinn ihres Tuns überzeugt. Für sie ist die Aufklärung als Beginn der ›bürgerlichen Öffentlichkeit‹ immer noch die Voraussetzung für das Prinzip Gewaltenteilung und damit Grundlage moderner Demokratien. Die ›Dialektik der Aufklärung‹, die Tatsache, dass die Aufklärung in Dogmatik umschla-

gen kann, macht ihres Erachtens auch heute noch kritisches Hinterfragen notwendig. Die Privatdozentin hat einen festen Stamm von über 20 begeisterten Studierenden und ohne ihre Seminare wäre das Lehrangebot ihres Instituts einseitig und öde. Ähnliches gilt für drei gleichaltrige Kolleginnen ihres Fachbereichs, die jeweils von Studentinnen stark nachgefragte Veranstaltungen anbieten, die es ohne sie nicht gäbe. Anerkannt wurde das im Fall dieser vier Frauen – immerhin – durch die Verleihung einer ›außerplanmäßigen Professur‹. Damit haben sie zwar einen Titel (apl. Prof.), aber das hilft ihnen nicht über das Problem hinweg, dass sie für eine Veranstaltung pro Semester nur 153,38 Euro ›Pauschale‹ erhalten, ein krasses Ungleichgewicht, das trotz allseitigem Beschweigen das Betriebsklima verschlechtert. Die Kommunikation unter den Kollegen versiegt. Nicht nur zwischen den Bestbezahlten und den Unbezahlten, sondern zunehmend auch zwischen den abgesicherten beamteten Professoren. Eine ausufernde Konkurrenz zerstört auf die Dauer die Kooperationsfähigkeit aller, zu große Gegensätze in den Einkommensverhältnissen führen dazu, dass man sich aus dem Weg geht. Die Depression erfasst auch jene, die sich noch in Amt und Würden befinden. Sie verlieren den Mut. So fördert das drastische Sparen an Universitäten die Austreibung des Geistes aus der Alma Mater.

Hannes Mercier, gleichfalls Ende 50, betreibt das Geschäft eines freischaffenden Forschers bereits jahrelang. Immer mal wieder bekommt er einen Forschungsauftrag, der ihn für drei – zunehmend häufiger nur noch zwei – Jahre finanziert. Dazwischen versucht er, seine Aufsätze bei den wenigen Zeitschriften unterzubringen, die ein Honorar entrichten. Noch besser ist, erklärt er mir kollegial, etwas in der Presse unterbringen zu können. Die zahle am besten, zumindest bis vor kurzem, bevor die Krise auch die Tageszeitungen erfasste. Damit entsteht für ihn allerdings künftig echte Not. Denn nach dem derzeitigen Hochschulrahmengesetz – dessen Geltung allerdings nach dem jüngsten Urteil des Bundesverfassungsgerichts infrage gestellt wurde – sind Zeitverträge in Forschung und Lehre auf insgesamt zwölf Jahre begrenzt worden. Diese Politik trifft in erster Linie Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen in befristeten Projekten sowie Habilitierte, also genau diejenigen, die bisher einen nicht unerheblichen Teil der Forschungsarbeit und Lehre leisteten. Die Paradoxie dieser Gesetzgebung liegt darin, dass immer mehr Flexibilität erreicht werden soll, fak-



tisch aber gerade die beruflich Mobilen aus dem Wissenschaftsprozess ausgeschlossen werden.

### Selbständige Akademiker

Statt freischaffende Forscher zu reglementieren, könnte der Staat aufgreifen, was die Krise als Chance bereits hervorgebracht hat. Bela Nagy ist eigentlich Astrophysiker. Sein Beruf verschaffte ihm – nach erfolgreicher Promotion in den Niederlanden – Forschungstätigkeiten und Gastprofessuren in den USA, Frankreich, der Bundesrepublik und Brasilien. Dort war er 1989, als der Kalte Krieg zu Ende ging. Der brasilianische Etat für Astrophysik wurde sofort drastisch zusammengestrichen. Bela Nagy verlor seine Stelle und fand keine neue. Weltweit sparten die Regierungen nach 1989 an der Weltraumforschung. Bela wandte sich der Philosophie zu. Derzeit übersetzt er einen bedeutenden ungarischen Nachkriegsphilosophen ins Deutsche und jobbt für ein Berliner Theater, das an seinen Überlegungen zur Chaostheorie interessiert ist. Er gehört jetzt zur wachsenden Gruppe der Selbständigen in der Branche der Weiterbildung und Wissenschaftsvermittlung.

Die sehr viel jüngere Julia Vandr  hat ein beinahe fröhliches Verhältnis zu ihrer Arbeitslosigkeit. Die studierte Pädagogin hilft in einem Bioladen aus und leitet bei den ›Naturfreunden‹ ehrenamtlich eine Arbeitsgruppe. Gerade hat sie mit anderen zusammen einen neuen Verein gegründet, um gesunde, nachhaltige Ernährung in Kindergärten zu bringen. Sobald sie einen ernsthaften Sponsor gefunden haben, wird das Arbeitsamt ihnen die Bezuschussung einer Stelle bewilligen.

Geertje Bauer, 37, Diplomgeografin mit Schwerpunkt in der empirischen Sozialforschung, ist erfolgreiche Ich-AGlerin. Die Gründung der Ich-AG wird im ersten Jahr mit monatlich 600 Euro, im nächsten Jahr mit 450 und im dritten Jahr mit 240 Euro bezuschusst. De facto heißt das, dass der Staat – über die ersten zwei Jahre gerechnet – die Kosten für die Sozialkassen übernimmt. »In meinem Fall«, erläutert mir Geertje, »240 an die BfA und 220 an die Krankenkasse.« Geertje ist jetzt im zweiten Jahr und verdient bisher im Durchschnitt um die 600 bis 800 Euro im Monat. Zusammen mit dem Ich-AG-Zuschuss kommt sie damit über die Runden. Ob sie im dritten Jahr genügend Aufträge erhalten wird, um selbstständig bleiben zu können, ist nicht klar. Häufig sind Verkaufsträger an Freiberufler zu schlecht bezahlt, nicht zuletzt, weil sich viele unter Wert verkaufen, da sie fürch-

ten, der Auftrag ginge sonst an jemand anderen.

Geertjes gleichaltriger Freund Arne Fischer hat keinen Anspruch auf Arbeitslosengeld und kann daher auch keine Ich-AG gründen. Er sitzt stattdessen an einer Promotion über gesellschaftliche Konflikte im Naturschutzbereich. Dass ein zu kurz gedachter Begriff von Natur neue soziale Schief lagen und gesellschaftliche Konflikte hervorbringen muss, erklärt er passioniert jedem, der nur einen Funken Interesse zeigt. Mehrere Hochschullehrer bemühen sich darum, für ihn einen der selten gewordenen und schlecht bezahlten Lehraufträge zu ergattern, um mit ihm gemeinsam unterrichten zu können. Arne wohnt umsonst bei seiner Mutter am äußersten Rand Berlins und fährt nahezu ausschließlich Fahrrad. (Die Berliner Verkehrs-Betriebe sind ihm zu teuer.) Ab und an leitet er gegen geringes Entgelt Fahrrad-Reparatur-Workshops oder Paddeltouren, organisiert Veranstaltungsreihen oder erstellt Gutachten. Bevor ich mich verabschiede, verkauft Arne mir noch schnell eine Kiste besten Apfelsafts zugunsten eines befreundeten Obstbauern. Kurzum: Arne Fischer ist ein Überlebenskünstler. In Berlin ist er damit in bester Gesellschaft.

Das wieder vereinigte Berlin ist die Stadt erfindungsreicher Pioniere von Jobcocktails aus Leidenschaft, die für ihr kreatives Umgehen mit der Krise eigentlich prämiert werden müssten. Ich möchte sie daher – nach einem Terminus aus der Filmbranche – zu Low Budget Artists ernennen. Für mich sind sie lebensnotwendige Stimmungsaufheller, weil sie ihre Zeit in soziales Engagement und ihr wenig Geld in kommunikative Tafelrunden stecken statt in Ab- und Versicherungen.

Dass einige von uns frei schwebenden Intellektuellen von den unregelmäßigen Vortrags- und Autorenhonoraren gerade so leben können, verdanken wir der Einrichtung der Künstlersozialkasse, die auch Sachbuchautoren und Übersetzer aufnimmt und die Kosten für die Sozialversicherung niedrig hält. Die Einrichtung einer entsprechenden Wissenschaftlersozialversicherung für unregelmäßig bezahlte Forscher, ehrenamtlich lehrende oder sonst wie tätige Akademiker wäre volkswirtschaftlich sicher effizienter eingesetztes Geld als von oben verordnete Ein-Euro-Jobs. Eine solche Wissenschaftlerkasse wird bereits seit Jahren gefordert.

### Die neue Wut

Aus Sicht der Entscheidungsträger und ihrer Berater aus der Wirtschaft gelten wir stellenlose Wissenschaftler als Außenseiter. Allerdings gibt es mehr stellenlose Akademiker, als die Statistik und das verräterische Schweigen in der Presse sichtbar werden lässt. Frau Schmitz vom Arbeitsamt Südwest, die ich nach ihrer Einschätzung frage, ist resigniert: »Ich bin hier seit 1986, und seitdem ist es für die Geistes- und Sozialwissenschaftler eigentlich immer schlechter geworden. Man hatte ja immer gehofft, dass es noch einmal besser würde. Lange gab es immerhin noch ABM-Stellen, sogar tariflich voll bezahlte. Ganz schlimm wurde es dann nach 1989, als auf einen Schlag alle ABM-Stellen gestrichen wurden.« Ihr Arbeitsamtbezirk Südwest zählt im August 42 105 Erwerbsuchende und 1 028 offene Stellen.

Allen Beteiligten ist klar, dass ein Studium immer noch am besten vor Erwerbslosigkeit schützt. Dazu kommt: Als Wissenschaftler stellenlos zu sein ist wie bei Hausfrauen oder Landbewohnern – zu tun haben wir immer. Wir helfen uns in Krisen durch Selbsthilfe mittels Eigenarbeit, die fließend in kostenloses Bürgerengagement übergehen kann. Diese bisher freiwillige oder von sozial engagierten Studenten entwickelte »neue soziale Arbeit« lässt sich nicht durch eine erzwungene Arbeit in Ein-Euro-Jobs ersetzen. Derlei »Reformen« ignorieren 150 Jahre ehrenamtliche Engagements von Sozialreformrinnen, die nicht zuletzt von der Frauenbewegung getragen wurde. Es ist ein Menschenrecht, dass Behinderte von ausgebildeten Fachkräften oder zumindest von Kräften versorgt werden, die dazu freiwillig bereit sind. Man kann auch nicht per Ukas Unwillige verpflichten, verantwortungsbewusst Verwirrte im Altersheim zu pflegen.

Eine derartige Politik wirkt demotivierend – ich verliere jegliche Lust, sei es als unbezahlte Autorin oder unterbezahlte Privatdozentin zu arbeiten, und wundere mich manchmal, warum ich nicht mit schön matschigen Tomaten in der Tasche ins Parlament spaziere. Wir wissen doch aus der Geschichte des Deutschen Kaiserreichs, dass allzu drastische Enteignungsprozesse zu einem politischen Erdbeben führen können, dessen Folgen mörderisch sind und noch über Jahrzehnte und Generationen nachwirken.

Die Entwertung der Geisteswissenschaften im Besonderen und die Tendenz, Universitäten auf technische und ökonomische Fachhochschulen zu reduzieren, entwertet das kulturelle und kritische Potenzial, dessen die Gesell-

schaft gerade heute besonders bedarf, um den schnellen Veränderungen gewachsen zu sein.

»Die für den Hochschulbereich sehr speziell ausgebildeten Wissenschaftler werden prinzipiell dort auch benötigt, selbst wenn die öffentlichen Finanzen das so nicht zulassen.« Das lese ich bei Christian Gizewski, einem Althistoriker der TU Berlin, der eine Internetseite zum Thema erwerbslose Wissenschaftler eingerichtet hat. »Ihr Wissen entspricht oft zwar nicht einer »unmittelbaren Marktnachfrage«, wohl aber längerfristigen, investiven kulturellen und auch wirtschaftlichen Zielen und Bedürfnissen der Gesellschaft. Dass dabei betriebswirtschaftsähnliche Kosten-Nutzen-Kalkulationen schwer durchzuführen sind, macht sie nicht überflüssig.«

Es gibt – laut UNESCO-Studie – zu wenig Studierende in der Bundesrepublik Deutschland. Und es gibt ein großes Defizit an Professoren. Eine Lösungsmöglichkeit wäre, die Privatdozenten, statt ihre Situation berechtigt zu beschweigen, nach dem Vorbild der DDR oder auch Österreichs als Dozenten einzustellen. Eine andere Möglichkeit wäre, Lehrbeauftragte etwa nach Schweizer Vorbild deutlich besser zu bezahlen. Eine dritte wäre, eine Forschungsgesellschaft zu gründen, deren Mittel anders verteilt werden als bei der DFG (dort waren es 37,6 Prozent für die Lebenswissenschaften, 25,1 Prozent für die Naturwissenschaften, 22,6 Prozent für die Ingenieurwissenschaften und nur 14,7 Prozent für Geistes- und Sozialwissenschaften).

Ja, seinerzeit fand ich es eher amüsant, von den Studierenden als Berufsabenteurerin angesehen zu werden. Es war eine gute Basis für engagierte Seminare. Heute bin ich ambivalenter. Wenn die Reformen in Universitäten, Forschungseinrichtungen oder auch in öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten ausgerechnet uns flexible Low-Budget-Wissenschaftler ausbooten wollen, obschon alle nach Lohnverzicht schreien und wir diejenigen sind, die das Leben mit halbem Budget über Jahre praktisch vorgelebt haben, ist das zu viel des »Guten«. Ich staune, dass nicht öfter Leute mit einer Axt in der Hand im Arbeitsamt auftauchen und dass über diese neue Wut so merkwürdig wenig gesprochen, geforscht und gelehrt wird.





Horst Bredekamp

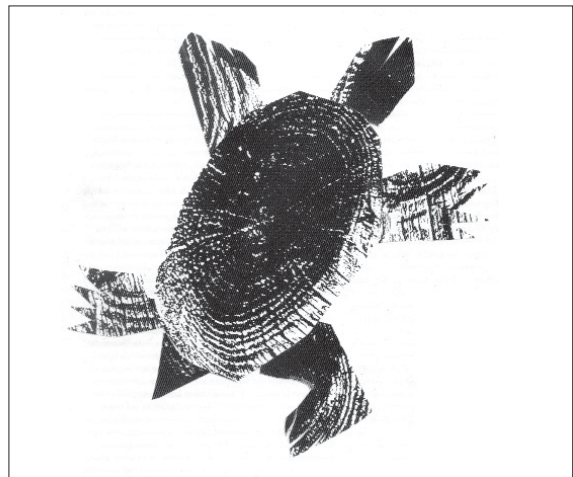
## Zur Evolution der fliegenden Schildkröte

### Der Steilflug

Ob die Fantasie ähnlichen Prozessen folgt wie die Triebkraft der Natur, ist angesichts der unausschöpflichen Stochastik ihrer Energie ein kaum zu lösendes Problem. Aber zumindest scheint offenkundig, dass die Entwicklung von Symboltieren einem nicht minder widersprüchlichen Wechselspiel von Konstanten und Mutationen gehorcht wie die Evolution der natürlichen Spezies. Dies gilt auch für die Schildkröten Ruth Tesmars, die zum Erkennungszeichen der GEGENW|ORTE geworden sind, seit ihre Metamorphosen die schon im Titel durch einen Trennungsstrich bezeichneten ›orte‹ dieses Journals besiedeln (Abb. 1).<sup>1</sup>

Der Stamm ihrer Ureltern reicht bis zu griechischen Münzen. Die im fünften Jahrhundert v. Chr. geprägten Silbermünzen von Ägina trugen Seeschildkröten auf der Vorderseite (Abb. 2),<sup>2</sup> um die Verharrungskraft des Geldwertes mit der Expansion des Zahlungsmittels zu verbinden. Sie bezogen beide Qualitäten auf die Land- und Wassereigenschaften der Schildkröte: Während diese auf der Erde in ihrem Panzer unantastbar, aber auch unbeweglich ist, erreicht sie im Meer eine gelöste Beweglichkeit. Auch Paare scheinen in diesem Element gleichsam schweben zu können (Abb. 3).

Um diese Überwindung des Kriechens noch sinnfälliger auszuweisen, haben die GEGENW|ORTE eine mit Flügeln ausgestattete, fliegende Schildkröte als Sinnbild jenes ersten Heftes gewählt, das der Forschungsfreiheit gewidmet war.<sup>3</sup> Es bezog sich auf den Anspruch, unüberwindliche Schranken zu überwinden. In dieser Bestimmung überflog die mit Adlerschwingen (Abb. 4) oder auch Fledermausflügeln (Abb. 5) versehene Schildkröte das Terrain des Journals als ein »Emblem-Bild für das Unmögliche«.<sup>4</sup>



1) Ruth Tesmar, Seeschildkröte, Holzschnitt, in: GEGENW|ORTE 1, 1998, S. 42



2) Anonym, Silbermünze von Ägina, ca. 480 bis 465 v. Chr., London, British Museum

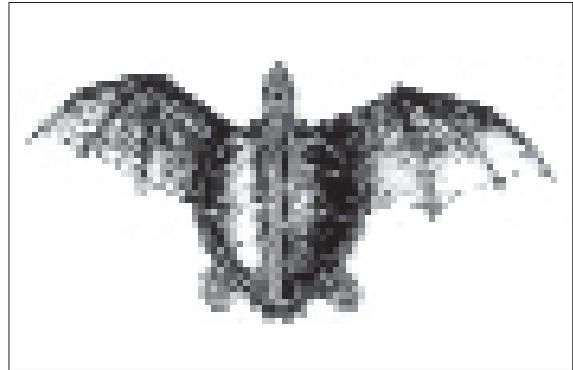




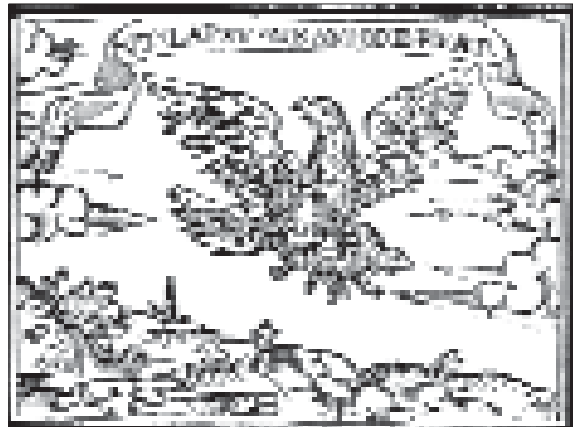
3) Doug Perrine, Paarung zwei Meeresschildkröten, Fotografie, in: *Mare* 41, 2003/04, S. 46



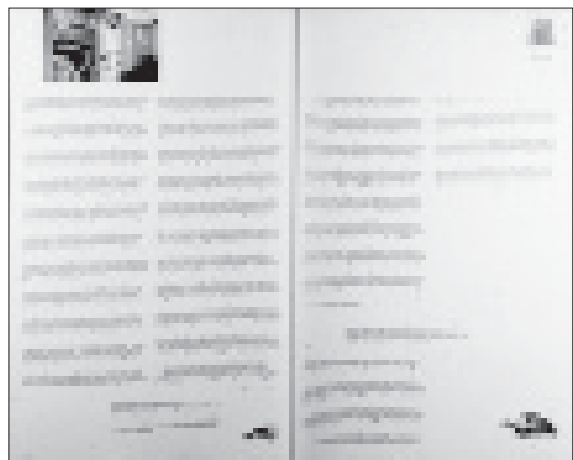
4) Ruth Tesmar, Schildkröte mit Adlerschwingen, Zeichnung, in: GEGENW|ORTE 1, 1998, S. 5



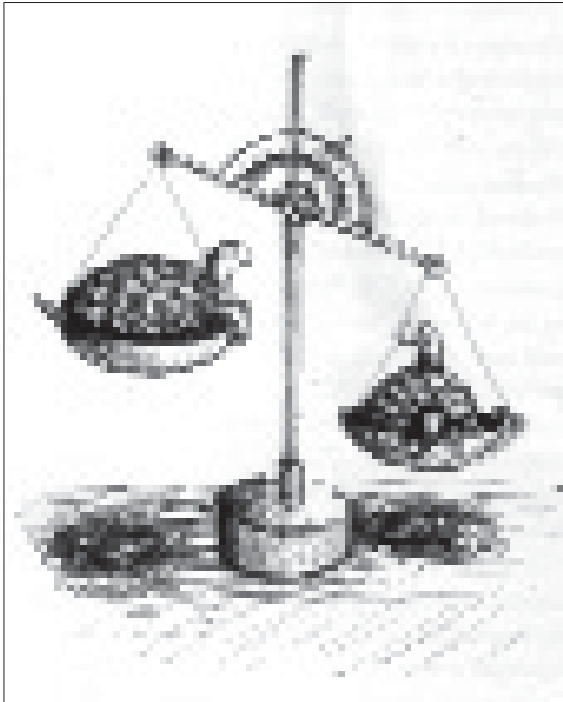
5) Ruth Tesmar, Schildkröte mit Fledermausflügeln, Zeichnung, in: GEGENW|ORTE 2, 1998, S. 29



6) Anonym, Adler und Schildkröte, Holzschnitt, in: Sebastian O. Covarubbias, *Emblemas Morales*. Toledo 1613, Nr. 44



7) Ruth Tesmar, Entflügelte Schildkröte, Zeichnung, in: GEGENW|ORTE 1, 1998, S. 50/51



8) Ruth Tesmar, Schildkröten der Evaluation, Zeichnung, in: GEGENW|ORTE 5, 2000, S. 52



9) Anonym, Pilger mit Flügelstab und Schildkröte, Holzschnitt, in: Guillaume de La Perrière, Le Theatre Des Bons

### Der Absturz

In der Antike wurde diese Kreuzung von Reptil und Vogel allerdings nicht etwa als eine besonders gelungene Spezies, sondern als ein widernatürliches Monstrum erachtet. Wenn Eunuchen herrschen wollten, so betont Claudian in seiner Schmähschrift *In Eutropium*, sei dies ebenso abwegig, als wenn Flüsse den Berg hinaufströmen oder Schildkröten fliegen würden.<sup>5</sup>

In einer der Fabeln Äsops kommt eine solche Testudo volans wegen ihrer Weigerung, die natürliche Ordnung zu akzeptieren, zu Tode. Ihren Wunsch, sich in die Lüfte erheben zu können, trug sie überall so beharrlich vor, dass sie von einem entnervten Adler schließlich emporgehoben und aus großer Höhe freigelassen wurde, so dass sie auf einem Felsen zerschellte.<sup>6</sup> Aus der Antike ist keine Darstellung überliefert, aber in einem der Emblembücher des 17. Jahrhunderts, Sebastian O. Covarubbias *Emblemas Morales* von 1613, wurde die Himmelfahrt der Schildkröte illustriert (Abb. 6).<sup>7</sup> Sie fliegt um den Preis des Todes.

Dieser Ausgang der Fabel war weniger ein Hoffnungszeichen denn ein Menetekel. Im ersten Heft der GEGENW|ORTE, das die Schildkröte fliegen lässt, blickt denn auch eine flügellose Testudo nach dem Flugutensil, als wolle sie die Äsop'sche Fabel als Warnung heraufbeschwören (Abb. 7).<sup>8</sup> Im Heft 5 vom Frühjahr 2000 realisierte sich dieser skeptische Grundton, indem diese dem Gutachterwesen gewidmete Ausgabe zwei ratlos in der Waage der Evaluation pendelnde, den Abschwung erwartende Exemplare zeigte (Abb. 8), die kaum mehr ahnen ließen, dass sie einstmals die Lüfte erobern wollten. Auch der Kommentar ließ keinen Zweifel: »Die fliegende Schildkröte, Maskottchen und guter Geist dieser Zeitschrift, hat eine Identitätskrise«.<sup>9</sup>

Mit diesem Absturz waren die Schildkröten der GEGENW|ORTE bei jenen Exemplaren angelangt, die nicht das Fliegen, sondern die erdverhaftete Verharrung verkörperten. So zeigt eine Illustration des Guillaume de La Perrière von 1539 (Abb. 9), dass man sich im Leben nicht allzu frei bewegen dürfe: Wer sich auf Pilgerschaft begeben und dies mit einem Abenteuerurlaub verwechsle, der solle seinen geflügelten Stab zum Zweck der geistigen Stabilitas auf die Schildkröte setzen.<sup>10</sup> Dieser Testudo sind die Flügel entwendet, und mit ihrer Verharrung zieht sie auch diese auf den Boden.

Zum Opfer eines Erdteilkampfes wurde eine solcherart niedergedrückte Schildkröte auf einer lavierten



10) Paolo Farinati, Amerika, Lavierte Federzeichnung, 1595, London, Privatbesitz



12) Anonym, Tugenden der Hausfrau, Holzschnitt, in: Hadrianus Junius, Emblemata. Antwerpen 1565, Nr. 50



11) Anonym, Venus und Schildkröte, Holzschnitt, in: Guillaume de La Perrière, Le Theatre Des Bons Engins, Paris 1539. Nr. 18



13) Anonym, Festina lente, Holzschnitt, in: Francesco Colonna, Hypererotomachia Poliphili, 1499 [Ed. 1998, I, S. 125]



Federzeichnung Paolo Farinatis aus dem Jahre 1595 (Abb. 10).<sup>11</sup> Besiegt von den Spaniern, wendet sich der Kannibale von seiner Mahlzeit ab, um sich dem Gekreuzigten zuzuwenden, dessen Kruzifix die Schildkröte als Allegorie Amerikas fixiert. Mit der Testudo wird ein ganzer Erdteil vom Kreuz gebändigt.

Guillaume de La Perrière's Emblembuch von 1539 hat in ähnlich restriktivem Sinn die wehenden Haare der irdischen, wollüstigen Venus an die Häuslichkeit eines Panzers gebunden (Abb. 11). Indem die Göttin ihren Fuß auf eine als Gürteltier missverständene Schildkröte setzt, deutet sie an, dass sie sich als häusliche Juno disziplinieren und ihr Dominium mit großem Schlüssel abschließen wird.<sup>12</sup> Die »Tugenden der Hausfrau« sind 1565 schließlich ganz an eine Schildkröte gebunden: Die Dame ist bekleidet, es weht nur noch das Gewand, und beide Füße stehen auf dem Panzer (Abb. 12).<sup>13</sup>

Jene Testudines volantes der GEGENW|ORTE, die das Flugverbot überwinden wollten, waren im Sturzflug in der moralisierenden Suppe dieser häuslichen Schildkrötenikonografie gelandet, bewegt nur noch durch die Waagschalen der Evaluation. Die Evolution dieses Symbols hatte sich einer Umwelt angepasst, die historisch und aktuell eher die Verharrung als die Expansion begünstigte.

### Die Balance

Umso höher ist zu bewerten, dass die fliegende Schildkröte der GEGENW|ORTE diesen Absturz nicht nur überlebt, sondern trampolinhaft in eine Gegenbewegung überführt hat. Sie knüpfte an eine Variante der Testudo an, die nicht mehr den Höhenflug des Beginns, sondern die Doppelbewegung von Fliegen und Verharren zur Devise erhob.<sup>14</sup> Diese Spannung, die dem antiken Muster einen dialektischen Widersinn verlieh, gehörte zu den genuinen Leistungen der Renaissance. Es handelt sich um jene fliegende Schildkröte, die in der Verbindung ihrer inneren Gegensätze zu Höchstleistungen der Emblemantik überhaupt gelangte.

Das Muster dieser Bildformel stammt aus einem der inspiriertesten Liebesromane der europäischen Literatur, der *Hypnerotomachia Poliphili* von 1499 (Abb. 13). Es zeigt eine junge Frau, die in der Rechten zwei Flügel und in der Linken eine Schildkröte hält.<sup>15</sup> Wo die langsame Schildkröte situiert ist, schnell das Bein hoch, und wo die Flügel flattern, ist das Bein standfest am Boden. Das Gebot, den Mittelweg zu nehmen, verdeutlicht die



14) Anonym, Schildkröte und Falke, Holzschnitt, in: Joachim Camerarius, *Symbolorum & Emblematum*, 1590, Nr. 33

Waage dieser Kippfigur dadurch, dass sie die Extreme auf reziproke Weise in Schach hält.

Die Zusammenstellung des schweren Panzers mit den tausend schnellen Flügeln verdeutlichte die Bedingung des gelingenden Handelns, das den Mittelweg zwischen blitzhafter Aktion und bedächtiger Kontemplation verfolgt. Seit dieser Bilderfindung diente die Testudo volans vor allem zur Reflexion dessen, wie der Handelnde in der Realität kriecht, ohne die hochfliegenden Ansprüche aus den Augen zu verlieren, und wie er einen Mittelweg einhält, ohne ins Mittelmaß zu verfallen. In ihren ausponderierten Pendelschlägen offenbaren diese Schildkröten unterschiedliche Konzepte des Nachdenkens und des Agierens. In dieser Bestimmung ist die Testudo volans das Emblem tier von Herrschern. Sie durchkriecht und überfliegt die Jahrhunderte, weil sie jene reflektierten Potentaten verkörpert, die zu handeln verstehen, ihre Tatkraft aber durch Bedacht bremsen. Der auf dem Rücken der Schildkröte flatternde Falke von Joachim Camerarius' Symbolbuch von 1590 äußert sich in diesem Sinn (Abb. 14): »Hüte dich, allzu langsam oder auch allzu überstürzt zu handeln. Weise ist, wer die Mitte zwischen den Extremen hält.«<sup>16</sup> Auch die Imprese des Antonio Beffa de'Negrini lässt die Flügel am Kopf der Schildkröte anwachsen, die mit den Schläfenbewegungen abheben muss (Abb. 15).<sup>17</sup> Die Warnung vor einem Monstrum, wie sie die Äsop'sche Fabel vorgebracht hatte, war verwandelt in die Wertschätzung einer Kreuzung.

### Der Lohn des Ruhms

Eine solche Mixtur von Herrschen und Nachdenken, Tatkraft und Bedacht bringt jenes Glück und jenen Ruhm, die sich ihrerseits in entsprechend ausgestatteten Göttinnen verkörpern. So werden in einem Buch zur Ikonografie des Glückes von 1568 Zepter, Kronen und Lorbeerzweige von einer Glücks- und Ruhmesgöttin gehalten, die auf der Schildkröte balanciert (Abb. 16).<sup>18</sup> In plastischer Form trägt kurz darauf eine haushohe Riesenschildkröte des manieristischen Gartens von Bomarzo bei Viterbo im 16. Jahrhundert eine solche Ruhmesgestalt als Personifikation der Flügel auf dem Rücken. Sie balanciert auf einer Kugel, um damit auszudrücken, dass sie den Ruhm des Erbauers in die gesamte Welt hinauszuposaunen vermag (Abb. 17).<sup>19</sup> Wie eine Federzeichnung Bartholomäus Breenberghs aus dem 17. Jahrhundert zeigt, sollte die Fama triumphierend in die Lüfte blasen.<sup>20</sup>

Die Testudo mit ihrer Fama volans des Gartens von Bomarzo war als Meeresschildkröte gedacht, und diese Rückkehr zum Urelement bewirkte, dass nicht Flügel, sondern Segel das Motto der Geschwindigkeit vertraten. Da diese aufgespannt und auch wieder eingezogen werden konnten, wurde ein solches Schildkrötensegel von den GEGENWORTEN als Zeichen für die zyklischen Wechsel von Gesellschaftskritik und Affirmation gewertet (Abb. 18).<sup>21</sup> Es handelt sich um die Emblemschildkröte von Cosimo I de' Medici, dem Erzherzog der Toskana, der dieses Tier als persönliches Bildmotto gewählt hatte.<sup>22</sup> Als Landschiff, auf dem ein Mast mit Segel aufgepflanzt ist, verwandelten sich derartige Schildkröten in besonders beliebte Träger einer so reflektierten wie tatkräftigen Herrschaft.<sup>23</sup>

### Körperschwere als Entlastung

Im Garten, am Strand und im Kunstraum, an den Rändern der herrschaftlichen Terrains des weisen Ausgleiches entstanden immer wieder unabhängige Varianten dieser emblematischen Tiere. So zeigt eine Skulptur, die der Bildhauer Pietro Barbino im Auftrag des Cosimo I de' Medici für die Boboli-Gärten von Florenz geschaffen hat, den mit der Handbewegung des Marc Aurel auf einer Schildkröte reitenden Hofzwerg (Abb. 19). Die Präsenz dieses Höflings, der in Umkehrung seiner Statur den Namen des Riesen Morgante erhalten hatte, lenkt den stoischen Mittelweg in die genüssliche Ruhe leibbetonter Schwergewichtigkeit um. Indem der schwere, flugunwillige Reiter mit sich und dem so ruhigen wie unbeirraren



15) Girolamo Porro, Imprese des Antonio Beffa de'Negrini, Kupferstich, in: Camillo Camilli, Imprese illustri di diversi, coi discorsi. Venedig 1586, Nr. I, 13



16) Anonym, Les Bonheurs arrivant lentement, Stich, in: Jean Cousin, Le Livre de Fortune, 1568, Pl. IX

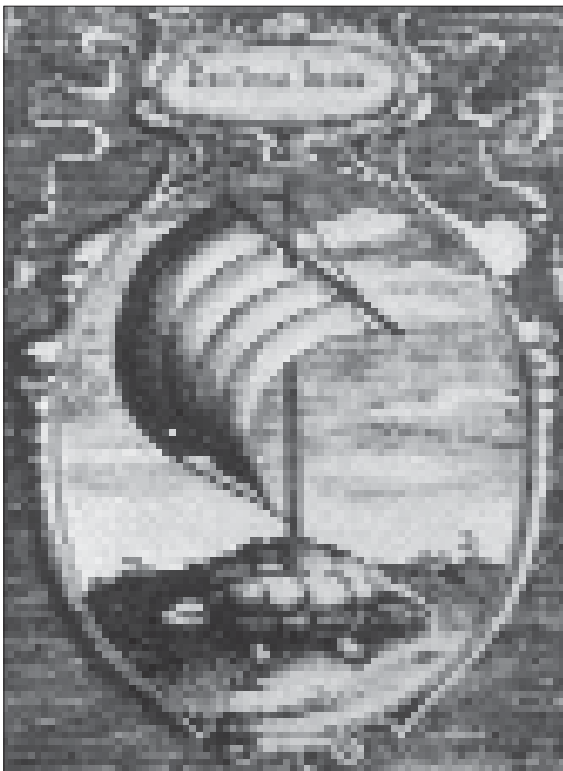




17) Simone Moschino, Schildkröte, Steinskulptur, ca. 1575, »Heiliger Wald« von Bomarzo [Fotografie von Wolfram Janzer, ca. 1980]



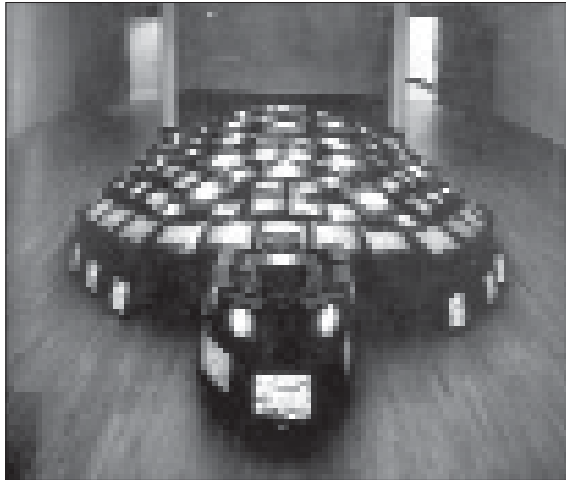
19) Pietro Barbino, Der Hofzwerg Morgante auf einer Schildkröte, Steinskulptur, 1561–68, Boboligärten, Florenz



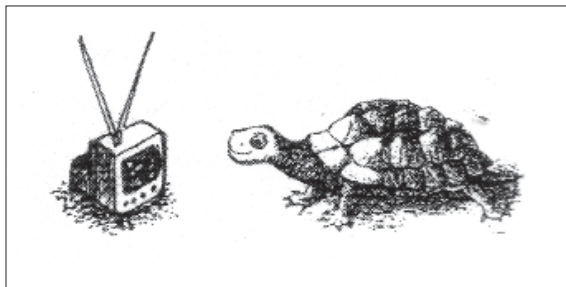
18) Anonym, Schildkröte mit Segel, Bildmotto von Cosimo I de' Medici, in: Peter Isselburg, *Emblemata Politica*. Nürnberg 1640, Nr. 8



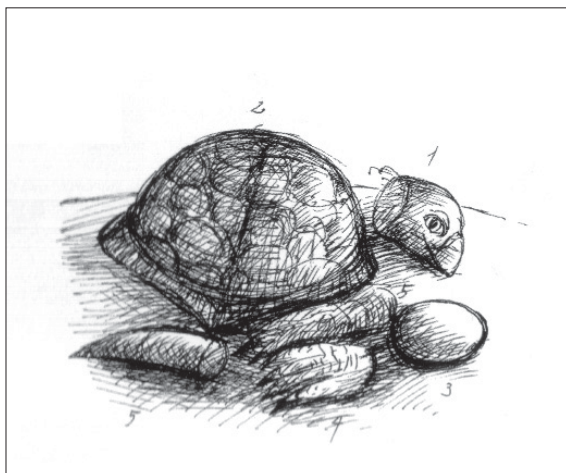
20) Jan Fabre, *Searching for Utopia*, Vergoldete Bronzeskulptur, um 2000, Nieuwpoort, Fotografie von Yves Logghe



21) Nam June Paik, Turtle, Elektronische Skulptur, 1993,  
Thomas Wegner Stiftung, Hamburg



22) Ruth Tesmar, Schildkröte einen Fernseher betrachtend,  
Zeichnung, in: GEGENW|ORTE 3, 1999, S. 67



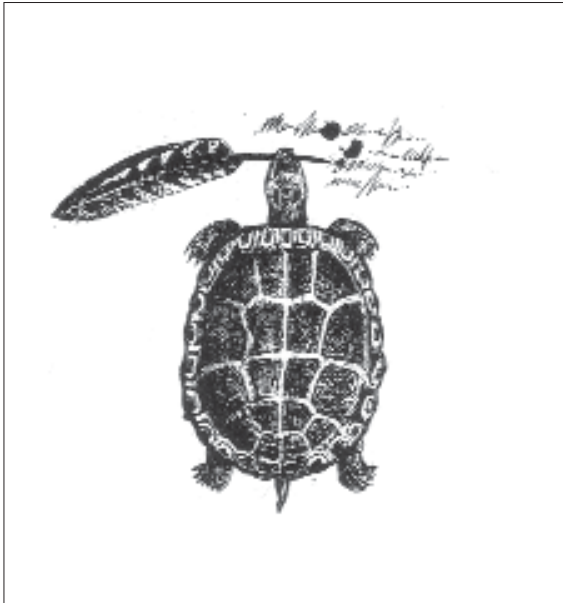
23) Ruth Tesmar, Analytisch zergliederte Schildkröte, Zeichnung,  
in: GEGENW|ORTE 13, 2004, S. 2

Tragetier identisch ist, führt er den Mittelweg des Ausgleichs vom Acker des Stoischen zur Wiese des Epikureischen.

Gerade in seiner strotzenden Identität, die nichts zu tun hat mit der Stabilitas der gegenreformatorischen Schildkrötensymbole (Abb. 9–12), hat er seinerseits ein Gegenbild proviziert. Wie der belgische Bildhauer und Opernregisseur Jan Fabre am Strand von Nieuwpoort gezeigt hat, bleibt das Reich des Fliegens und Segelns ein Sehnsuchtsland der Schildkröte und ihres Reiters (Abb. 20).<sup>24</sup> Nicht ohne Grund lautet der Titel der fünfeinhalb Tonnen schweren Kupferskulptur: *Searching for Utopia*. Die Testudo blickt mitsamt ihrem goldenen Reiter in Richtung Meer, wo sie schwimmend fliegen kann und wo die Segel der Freiheit warten.

Schließlich hat Nam June Paik die emblematische Bestimmung der Schildkröte, Langsamkeit mit Mobilität zu verbinden, als das ihr eigene, innere Prinzip begriffen, ohne Flügel und Segel benutzen zu müssen. Die 1993 geschaffene, riesige *Turtle* dieses wohl grandiosesten Künstlers des elektronischen Zeitalters lässt aus ihrem Panzer heraus die gesamte Welt über Bildschirme abstrahlen (Abb. 21).<sup>25</sup> Was die Kunst mit großer Geste vorführte, war der Schildkröte der GEGENW|ORTE eine Herausforderung. Um jene Repräsentanten der Forschung, denen die Foren der Öffentlichkeit eher als Barrieren denn als Medien gelten, zu persiflieren, betrachtet sie in jenem Heft, das dem Verhältnis der Wissenschaft zur Öffentlichkeit gewidmet war, das Fernsehgerät wie einen Fremdkörper (Abb. 22).<sup>26</sup> Auch in diesem Motiv hat die Testudo volans der GEGENW|ORTE die metamorphotische Evolution dieser Spezies, die mit oder ohne Flügel, fliegend oder abstrahlend, mechanisch oder elektronisch alle Spielarten reziproker Eigenschaften der Stabilität und des Fliegens inkorporierte, aufgenommen und gewitzt bereichert.

Als Sinnbild jenes Reduktionismus, der im Mittelpunkt der letzten Nummer stand, zeigt die jüngste Variante ihre analytische Zergliederung (Abb. 23). Nach jedem zergliedernden Reduktionismus aber müssen die Teile, wie es durch die altindische Wissenlehre vorformuliert und seither in allen Kulturen als Wechselspiel von Teilung und Heilung betont wurde, neu zusammengesetzt werden.<sup>27</sup> Dies erweckt die Frage, ob die Testudo volans nicht im selben Sinn, in dem die Schildkrötenmünzen Äginas die allgemeinen materiell-metaphysischen Eigenarten des Geldes verkörperten, als Gesamtbild der Akademie auftreten könnte. Im letzten Editorial der



24) Ruth Tesmar, Schildkröte mit Federkiel, Zeichnung,  
in: GEGENW|ORTE 2, 1998, S. 2

GEGENW|ORTE war ihr wie üblich das auf der Spitze stehende Quadrat des Zeichens der BBAW konfrontiert<sup>28</sup>, und diese Gegenüberstellung provozierte unwillkürlich die Idee, ob nicht etwa die Schildkröte von Abb. 5 oder auch eine Testudo, die aus dem Flügel den Federkiel des Schreibens zieht (Abb. 24),<sup>29</sup> gegenüber der mondrianhaft klaren, aber semantisch kargen Anstecknadel der BBAW ein weniger aseptisches Wappen abgeben könnten. Diese Zeichen würden insbesondere als Embleme von Langzeitvorhaben taugen, die sich, gepanzert und beschwert, über Durststrecken kriechend bewegen müssen, um schließlich beflügelt schweben oder auch fliegen zu können. Hierin bilden sie das Motto jedweder Forschung. Jeder Forscher ist eine fliegwütige Schildkröte.

#### Fußnoten

- 1 Tischrede, gehalten am 20. Juni 2000 sowie als Kurzbeitrag am Tag der BBAW, 8. Mai 2004
- 2 D. Bartz: Die fette Drachme, in: *Mare* 41, 2003/04, S. 60f.
- 3 R. Hohlfeld und W.-H. Krauth: Forschungsfreiheit, was bisher geschah, in: GEGENW|ORTE 1, 1998, S. 5
- 4 Chelys: Testudo volans, in: GEGENW|ORTE 1, 1998, S. 42
- 5 Claudian, In Eutropium, I, 352, in: Claudian, hrsg. von M. Platnauer, 2 Bände. Cambridge/MA 1956 [1922], I, S. 164
- 6 Äsop: Fabeln, hrsg. und übersetzt von R. Nickel. Düsseldorf/Zürich 2004, Nr. 230, S. 131. Weitere Erwähnungen geflügelter Schildkröten in: Paulys Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, Neue Bearb., 2. Reihe, 3. Halbb. Stuttgart 1921, Sp. 429 u. 432.
- 7 A. Henkel und A. Schöne: Emblemata. Stuttgart 1978, Sp. 613
- 8 S. Albrecht: Wissenschaft als hermetische Öffentlichkeit, in: GEGENW|ORTE 1, 1998, S. 50f.
- 9 Chelys: Testudo volans, in: GEGENW|ORTE 5, 2000, S. 52
- 10 A. Henkel und A. Schöne: Emblemata. a.a.O., Sp. 982
- 11 Paolo Farinati, Amerika, Lavierte Federzeichnung, 1595, Privatbesitz; vgl. H. Bredekamp, Vicino Orsini und der Heilige Wald von Bomarzo. Ein Fürst als Künstler und Anarchist (mit Fotografien von W. Janzer). Worms 1991, Abb. 62
- 12 Henkel/Schöne: Emblemata, a.a.O., Sp. 1750
- 13 ebd., Sp. 1543
- 14 Chelys: Testudo volans. Akademische Leitkultur, in: GEGENW|ORTE 6, 2000, S. 54: Die fliegende Schildkröte »trägt die Widersprüche zwischen Flügeln und Panzern und verbindet leichten Gedankenflug mit solider Bodenhaftung«; vgl. Chelys: Testudo volans besichtigt alte Denkmodelle, in: GEGENW|ORTE 10, 2002, S. 64; Chelys: Testudo volans systematisiert sich, in: GEGENW|ORTE 12, 2002, S. 58; Chelys: Testudo volans sucht sich ein warmes Plätzchen, in: GEGENW|ORTE 13, 2004, S. 68
- 15 G. Pozzi und L. Capponi (Hrsg.): Francesco Colonna, Hypnerotomachia Poliphili. Padua 1998, Bd. I, S. 125
- 16 Henkel/Schöne: Emblemata, a.a.O., Sp. 785.
- 17 L. Volkmann: Bilderschriften der Renaissance. Hieroglyphik und Emblematik in ihren Beziehungen und Fortwirkungen. Leipzig 1923, S. 55f.; vgl. die Imprese des Henri van Haesten, ebd. S. 123.
- 18 J. Cousin: Le Livre de Fortune, hrsg. von Ludovic Lalante. Paris/London 1883 [1568], Pl. IX
- 19 Bredekamp: Vicino Orsini, a.a.O., Abb. 21
- 20 ebd., Abb. 60
- 21 Chelys: Testudo volans besichtigt alte Denkmodelle, in: GEGENW|ORTE 10, 2002, S. 66
- 22 Henkel/Schöne: Emblemata, a.a.O., Sp. 615, und SinnBilderWelten. Emblematische Motive in der Frühen Neuzeit, hrsg. von W. Harms, G. Heß und D. Peil in Verbindung mit J. Donien, Ausstellungskatalog. München 1999, S. 105
- 23 Bredekamp: Vicino Orsini, a.a.O., Abb. 63
- 24 *Mare* 41, 2003/04, S. 96
- 25 Nam June Paik. Fluxus / Video, hrsg. von W. Herzogenrath, Ausstellungskatalog. Bremen 1999, S. 312f.
- 26 GEGENW|ORTE 3, 1999, S. 67
- 27 Upanishaden, hrsg. und übersetzt von P. Thieme. Stuttgart 1982, Verse 6,2.1a-6,7.2, S. 46
- 28 GEGENW|ORTE 13, 2004, S. 3
- 29 GEGENW|ORTE 2, 1998, S. 2

Steffen Dietzsch

## Ein Hegel und wurde nicht berufen

Aus den Analen der Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften zu Berlin

*Gleichwohl der Gründer der Berliner Akademie ein Philosoph war, hatten es Philosophen lange nicht leicht, in diese Gelehrtensozietät aufgenommen zu werden. Es sei denn, sie wären – just wie der Gründer – noch auf einem anderen Gebiet ausgewiesen, sei es in Sprachwissenschaften (wie Wilhelm von Humboldt), in Theologie (wie Herder oder Eberhard), als Mediziner (wie Selle). Ein auch europaweit bekannter reiner Philosoph wie Immanuel Kant musste schon das Emeritusalter erreichen, bevor er endlich Eingang in die Akademie fand.*

Hegel kam 1818 nach Preußen. Der philosophische Lehrstuhl der Berliner Universität Unter den Linden war seit vier Jahren unbesetzt, seit Fichtes Tod. Hegel erwartete viel vom neuen, nach-napoleonischen Preußen. Er kam jetzt, so sah er es selber, aus einer politisch ephemeren Landschaft (vom Neckar) nach Spree-Athen in ein neues Zentrum, in dem die ›wirkliche Welt‹ und die ›Welt des Gedankens‹ nicht mehr getrennt, sondern zusammengefasst wurden in einem neuen *Staat*, dessen »Stärke in seiner Vernunft«<sup>1</sup> bestand. Zum geistigen Zentrum dieser Neuen Mitte avancierte – dies ein Vermächtnis des letzten großen altpreußischen Denkers Kant – die Philosophische Fakultät der Universität, die zum »Mut der Wahrheit« stehe, zum »Mute der Erkenntnis« anhalte, wie Hegel in seiner Antrittsvorlesung 1818 forderte.

Obwohl Hegel bald zu einer akademischen Zierde der Alma Mater Beroliniensis wurde, war doch vieles vielen an seiner philosophischen Botschaft unwillkommen: zu viel Vernunft, zu wenig Religion (und die auch noch unter Vernunftkuratel). Die monarchische Gesellschaft im Schloss findet sich überfordert und düpiert von diesen Vernunftkonstrukten, ebenso wie maßgebliche geistliche Stellen in der Stadt, etwa der katholische Kaplan von

Sankt Hedwig, aber auch der evangelische Prediger der Dreifaltigkeitskirche. Der war zugleich noch Professor an der Universität und (seit 1811) Akademiemitglied – Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher. Er hielt nichts von – wie es noch viel später ein maßgeblicher Berliner Gelehrter ausdrückte – »Hegels dialektischen Luftschlössern«<sup>2</sup>. Aufgrund eines ähnlichen Philosophie-Designs war schon seinerzeit Hegels akademischer Vorgänger Fichte vor der Akademie gescheitert. Schleiermacher hatte in seiner ersten Akademierede vom 29. Januar 1811 unmissverständlich und programmatisch erklärt, dass die spekulative Philosophie überhaupt keine akademische Disziplin sei und ihre Vertreter natürlich nichts in den Hallen der Akademie zu suchen hätten.

Die Akademie wurde in diesen Jahren gerade modernisiert. Seit 1812 hatte man viele schon jahrzehntelang bestehende bürokratische Strukturen abgeschafft; beispielsweise die Ämter eines Präsidenten bzw. Vizepräsidenten, des Kurators und des Direktoriums. Die Sprache der Akademie war fortan Deutsch (nicht mehr Französisch). Die Leitung der Akademiegeschäfte lag nunmehr in den Händen der ›Sekretäre‹ der vier Klassen der Akademie. Dadurch erhielten die unmittelbar persönlichen Beziehungen eine ganz neue Bedeutung für den Ver-



kehrsalldag der Sozietät. Hinzu kam, namentlich durch den Einfluss von Alexander von Humboldt, dass künftig bei der Neuaufnahme von Akademiemitgliedern der Anteil der naturforschenden Kollegen deutlich zu dominieren hatte. Schleiermacher und seine Freunde arbeiteten – gegen den Widerstand des Kultusministers Altenstein! – in diesem Sinne daran, die *philosophische* Klasse der Akademie – obwohl mit Mitgliedern wie Goethe, Friedrich Heinrich Jacobi und Wilhelm von Humboldt besetzt – ganz aufzuheben und sie in eine *historische* Klasse umzuwidmen. Dies gelang Schleiermacher dann im Jahre 1826.

Kurzum: Wer wissenschaftlich nicht in dem Ruf stand, erkennbar etwas unmittelbar zu Nutz und Frommen von Staat und Volk beizutragen, und auch keine Fähigkeiten zum Antichambrieren hatte, dem blieben zu jener Zeit die Pforten der Akademie verschlossen.

Da die Akademie Hegel also durchaus nicht in ihre Reihen aufzunehmen bereit war, gründete der Philosoph kurzerhand selber eine Akademie: Zusammen mit seinem Kollegen, dem Juraprofessor Eduard Gans, stiftete Hegel im Sommer 1826 seine »Societät für wissenschaftliche Kritik«. Ein im Übrigen sofort erfolgreiches Unternehmen, an dem namhafte Intellektuelle wie Boisserée, Böckh, Varnhagen, selbst Goethe und der Berliner Ministerialrat Johannes Schulze mitwirkten. Allerdings: So wie die Akademie der Wissenschaften extrem antihegelianisch war, mussten alle philosophischen Beiträge der neuen Societät nun extrem hegel-konform sein (was ein Mitglied wie Adolf Trendelenburg schmerzlich zu spüren bekam).

Im Juli 1830 aber entschloss sich die philosophisch-historische Klasse der Akademie doch noch, den ungeliebten Hegel zur Zuwahl aufzustellen. Die Kandidaten neben ihm waren unter anderem Heinrich Ritter, Victor Cousin, Jacob Grimm – sie alle aber fielen bei der geheimen Abstimmung durch. Nur der Historiker Heeren erreichte die Mitgliedschaft.

Derjenige, der zehn Jahre nach Hegels Tod auf dessen Lehrstuhl berufen wurde (1841),

sein alter Tübinger Kommilitone und einstiger Kollege in Jena, Friedrich Wilhelm Schelling, hatte immer schon eine glücklichere Hand im Umgang mit weltlichen und geistigen Majestäten. Er war, als er den Berliner Ruf annahm, bereits seit 1832 auswärtiges und wurde also jetzt umstandslos ordentliches Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. Und kam nach Berlin, um »die Drachensaat des Hegel'schen Pantheismus«<sup>3</sup> zu zerstören.

1 Hegel: Vorlesung über die Philosophie der Geschichte. Sämtliche Werke, hrsg. von H. Glockner, Band 11. Stuttgart 1927, S. 568

2 E. du Bois-Reymond: Berliner Rektoratsrede von 3. August 1883, in: Reden, Band 2. Leipzig 1912, S. 278

3 A. Harnack: Geschichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1. Band, Zweite Hälfte. Berlin 1900, S. 919



Conrad Wiedemann

## Der Traum ein Leben

oder: die Germanistik nach dem Biografie-Verbot

I. Saure Kutteln sind Innereien (für Berliner!), ein vom Aussterben bedrohtes Traditionsgericht. Ich bestelle sie in einem schwäbischen Weinlokal in der Eisenacher Straße, wo sie als Delikatesse angeboten werden und wo wir anfangs zu sechst oder siebent saßen, jetzt aber nur noch zu zweit, Hegemann und ich. Weggeblieben sind die Jüngeren, die Maultaschen-Esser, angeblich, weil man im Dunst der Innereien nicht über Barthes, Derrida, Butler oder Luhmann reden kann, aber in Wirklichkeit wohl wegen meiner Lebensläufe, von denen ich, wenn die Kutteln aufgetragen sind, nicht lassen kann. Den Vorschlag, in ein Lokal zu wechseln, das näher am Institut liegt, habe ich deshalb strikt abgelehnt, was nur der stets blasiert wirkende, aber von irgendeiner uneingestandenen Leidenschaft vibrierende Hegemann verstehen konnte. Er hasst die Nähe von Instituten und liebt meine Lebensläufe, die im Übrigen nicht irgendwelche, sondern die der wunderbaren Berliner Stadtneurotiker von 1800 sind. Leider erübrigt sich, seit wir allein sind, das Erzählen, denn H., der alles über Berlin weiß und nichts dort geworden ist, kennt sie ohne Ausnahme: von Wilhelmine Encke, Salomon Maimon und Karl Philipp Moritz über Rahel Levin, die beiden Humboldts und Kleist bis zu E. T. A. Hoffmann, Schinkel und David Ferdinand Koreff, so dass wir, Fachleute unter sich, gleich höher ansetzen und die Klischeeproduktion der Historiker verhöhnen, die Quellen durchmustern und die Akzente richtig setzen können. Wir schreiben die Geschichte in der Eisenacher Straße neu. Was die Rollenverteilung betrifft, so brauchen wir uns dort nicht zu verstellen. Also nicht das alte akademische Schofel-Prinzip ›Spiel du den Blöden‹, sondern solides Charakterdrama, hier gestimmt auf Gnade und Ungnade.

Die tieferen Gründe für H.s gnadenlosen Blick auf die Historie und ihre Verwalter sind mir unklar. Denn was die eigene Person betrifft, hält er es mit Voltaires anfechtbarem Wort, dass »der Hochmut der Kleinen darin be-

steht, *immer*, der der Großen, *nie* von sich zu sprechen«. Ich weiß deshalb nicht mehr über ihn, als dass er mir eine Berliner Kindheit und ein paar intellektuelle Freunde in New York voraushat. Die Ungeduld, um nicht zu sagen: Unduldsamkeit seiner rebellischen Fantasie geht immerhin nicht so weit, dass er meine vom langen Universitätsdienst gehärtete Versöhnlichkeit und Neigung zum beredten Staunen nicht gelten ließe. Ich weiß nicht, wovon er lebt, und wie ehrlich seine Liebe zu den Kutteln ist, wage ich nicht zu beurteilen.

II. Einig sind wir uns allerdings darin, dass es mit den nach-fritzschen und nach-kantischen Intellektuellen-Biografien von Berlin etwas Besonderes auf sich hat. Natürlich ist uns klar, dass es auch vorher und andernorts wild bewegte Künstlerschicksale in Deutschland gegeben hat, aber hier, in der rauen Morgenluft einer kaum noch erkannten Großstadtszenerie, scheint uns so etwas wie ein kollektiver Eigensinn am Werk. Eben was Goethe den »verwegenen Schlag« genannt hat. Jeder, der damals auf seine Intelligenz oder seine genetische Mitgift vertraut (und das sind nicht wenige), will etwas riskieren, etwas ausprobieren, eine Wette auf sich selbst abschließen. Das Stichwort heißt ›Lebensplan‹. »So lange ein Mensch«, so Kleist an seine sträflich unterschätzte Braut, »noch nicht im Stande ist, sich selbst einen Lebensplan zu bilden, so lange ist und bleibt er unmündig [und] unter der Vormundschaft des Schicksals.« Geisteswissenschaftler lieben solche Sätze. Sie bringen Ordnung in den unübersichtlichen Geschichtsprospekt und sind Ausgangspunkt weiterführender Deutungsmuster, die die Ordnung verbessern und vergrößern. Solche Deutungsmuster heißen Emanzipationsschub, kulturelle Revolution oder idealistische Mobilisierung und sind wiederum Teil übergeordneter Deutungsmuster, die etwa ›Strukturwandel der Öffentlichkeit‹ oder ›Übergang von der ständischen zur funktionalen Gesellschaftsordnung‹ heißen. Natürlich



sind Entwirrungshilfen dieser Art ein historiografisch-didaktischer Segen, aber H. und ich haben beschlossen, sie zu ignorieren, jedenfalls so lange wir in der Eisenacher Straße kontaminierte Innereien verzehren.

Einverständnisse mit H. sind hart erfochten. Ich versuche ein Gedächtnisprotokoll:

H.: Entwirrungstheorien ruinieren die Geschichte, sie treiben ihr das Leben aus.

Ich: Ich befürchte, du hast Recht. Aber es geht nun einmal nicht ohne Begriffs- und Strukturbildung.

H.: Aber Strukturgeschichte pur ist die Pest, niemand, der Zeit und Ort schmecken will, liest sie. Sie wird im Doktorandenkolloquium dahinsiechen. Die Rückkehr der Bio-Historie ist so sicher wie die Rückkehr des Odysseus nach Ithaka.

Ich: Mir scheint, die Frage ›Struktur oder Erzählung‹ ist schon seit langem wieder aktuell, und was Odysseus betrifft, so ist mir sein Reiseleben wesentlich sympathischer als sein blutiger Auftritt in Ithaka.

H.: Aber seine Irrfahrt ist ein Märchentext und seine Rückkehr nach Ithaka eine Rückkehr in die historische Wirklichkeit. Der Traum ein Leben. Interpretieren, die diesen Widerspruch mit einem Strukturargument applizieren, interessieren mich nicht. Lebensläufe sind nur von ihren neuralgischen Punkten aus zu verstehen. Nichts Öderes als die biografischen Archive, die in beamtengeführten Instituten ab- und fortgeschrieben werden. Die wenigen sensiblen Revisionsversuche entsorgt man dort in den bibliografischen Schutthalden. Ein Desaster. Wir brauchen so etwas wie eine neue Quellenerotik.

Ich: Meinst du Dekonstruktion?

H.: Ich weiß nicht. Vielleicht. Aber dann muss man seine Handikaps vor dem Spiel klären, nicht, wie Derrida in seiner Autobiografie, nachher.

Ich: Also, Quellenerotik klingt gut, obwohl ich mir nur Ungenaueres darunter vorstellen kann. Bestenfalls, dass mir die Sätze von Rahel und Kleist unter die Haut und Fichtes Berliner Reden auf die Ketten gehen. Aber ich bin auch schon angetan, wenn mir auffällt, dass Kleists Lebensplan-Pathos eine nachträgliche Selbstrechtfertigung war. Er wusste ja erst spät, was er wirklich wollte, und bis dahin war nichts planloser als sein ständig umgeplantes Leben. Biografisch klar und entschieden ist nur, was vor den ›Plänen‹ passierte, das intuitive Loslassen der Halterungen, sein Ausstieg aus der Militärlaufbahn mit unbestimmtem Ziel. Ähnlich war es mit Rahel, als sie ihr Ju-

dentum verabschiedete, ohne die Folgen zu bedenken und ihre Bestimmung zu kennen. Und ähnlich war es auch mit den Humboldt-Brüdern, als sie »Schloß Langeweile« und die Zurichtung für eine preußische Beamtenkarriere preisgaben, um – zunächst insgeheim – ihr nicht unbeträchtliches Vermögen für ziemlich unklare ›höhere‹ Absichten einzusetzen. Wilhelm suchte 20 Jahre herum, bis ihm die Universitätsgründung gelang, und noch etwas länger, bis ihm die Sprachwissenschaft angewachsen war. Bei Alexander ging es schneller, aber auch er betrieb zehn Jahre lang Ideen-Lotto, bevor er 1802 auf dem Chimborazo stand. – Und so Moritz, Maimon, Gentz, Pauline Wiesel, Louis Ferdinand, Varnhagen, Fouqué, Arnim, Chamisso, Zelter, Hoffmann, ja im Grunde auch die Staatsdienstler Stein und Scharnhorst, Schadow und Schinkel – alles Gelände- und Orientierungsläufer.

H.: Einverstanden. (*Seltener Glücksmoment!*) Man kann in diesen Biografien etwas finden, das über vergleichbar riskante Selbstentwürfe wie die von Lessing, Winckelmann oder Heinse hinausgeht. Ich meine den Hiat zwischen Aufbruch und gefundener Bestimmung als den beiden biografischen Fixpunkten. Dieser Hiat ist in den stadtbürgerlichen Biografien von Berlin nicht nur größer, sondern auch unbestimmter. Oder anders gewendet: Wenn du mir zustimmst, dass die Lebensläufe von Lessing, Winckelmann, Heinse, aber auch die von Jean Paul und Hölderlin und – wenn ich's genau bedenke – erst recht die der vier großen Weimarer Goethe, Herder, Wieland und Schiller etwas Unbeirrbares haben, dann darf für die von dir genannten Berliner wohl die Diagnose der Beirrbarkeit gestellt werden. Das, was sie auf sich eindringen sehen und lassen, macht sie zu Routiniers des Unsteten. Du weißt, dass es im damaligen Berlin, anders als in Weimar, Tübingen und Jena, keinerlei Schulbildung gibt. Ja selbst Gruppenbildungen im Grunde nur dann, wenn man wieder einmal aufeinander einschlägt. Man kennt sich, man trifft sich fast ständig in den unterschiedlichsten Clubs und setzt sein Selbstbild immer neu zusammen. Keine Biografie gleicht der anderen, kein Werk gleicht dem anderen, keine Beschädigung gleicht der anderen. Vor allem Letzteres scheint mir symptomatisch. Es gibt, bei aller Werk- und Ichbesessenheit, keine Beruhigung, keine Gnade in diesen Lebensläufen.

Ich: Ich muss dich unterbrechen, bevor du auf deine Liebblingsspur kommst. Lass mich noch einen Gedanken einfügen, der sich mit deiner These von der ›Beirrbarkeit‹ trifft. Er lautet etwa so: Die Beobachtung, dass die laut-

halse Selbstbestimmungsrede sich im Grunde nur im Negativen, also im Akt des Ausstiegs, und kaum im Positiven, also einem klaren strategischen Konzept, erfüllt, muss durch das Bild der intellektuellen Stadtlandschaft ergänzt werden. Nichts darin ist homogen. Einheimische und Fremde, Deutsche, Franzosen und Juden, Hof, Adel, Bürger, Soldaten und frei schwebende Intelligenz. Öffentlichen Einfluss haben vor allem die Spätaufklärer der Mittwochsgesellschaft, doch daneben kursiert eine Menge Attraktives und Unfertiges: Klassizismus, Neuhumanismus, Transzendentalphilosophie, Idealismus und eine Esoterik, die sich bald Romantik nennen wird. Man kann dies die Freiheit des Durcheinander oder die Freiheit der Wahlmöglichkeiten nennen. Ich plädiere für Letzteres. Nimm die Geschwister Tieck als Beispiel. Ludwig, Sophie und Friedrich, nur wenige Jahre auseinander, machen es zunächst wie ihre Generationsgenossen. Sie quittieren ihre Herkunft aus einem Handwerkerhaus in der Roßstraße und tauchen völlig ungesichert und ungerichtet ins Intellektuellen- und Künstlermilieu der Stadt ein. Das vollzieht sich, entsprechend Alter und Geschlecht, nach unterschiedlichem Zeittakt, doch irgendwann (es ist der Sommer 1795) finden wir sie in einem Gartenhaus am Stadtrand, wo sie, drei junge WG-Wilde, das reichlich ungewisse Neue simulieren. Da Ludwig als der Älteste und Begabteste der Wortführer ist, kann dieses Neue eigentlich nur das ›Romantische‹ sein, das Ludwig als ein zunächst subversiv gegen Aufklärung und Neuhumanismus gerichtetes Lebensgefühl erprobt hat und nun zu einem Berliner Manifest erheben will. »Die Phantasie an die Macht«. Tatsächlich scheint dies, nach Auskunft der Quellen, das einzige Thema im Gartenhaus gewesen zu sein. Doch das Erwartbare tritt nicht ein. Aus dem Tieck'schen Familienunternehmen Romantik kann nichts werden, weil die biografischen Optionen der Geschwister weit auseinander gehen. Ludwig wird – schmerzreich, aber quasi unaufhaltsam – zum »König der Romantik«, übrigens auch darin, dass er als Erster die romantische Stadtfucht praktiziert. Friedrich, der Jüngste der drei, entscheidet sich für die Bildhauerei und wechselt damit zwangsläufig ins Lager des Klassizismus, denn eine romantische Bildhauerei gibt es nicht. Er wird kein ganz Großer in seinem Metier, aber immerhin der Favorit Goethes und Schinkels. Der interessanteste Fall ist für mich Sophie. Als literarische Schülerin und Zuarbeiterin Ludwigs bewegt sie sich zwar relativ lange in romantischen Gleisen, doch scheint es angesichts ihrer mä-

ßigen Begabung wenig sinnvoll, sie als Romantikerin abzufertigen. Nicht als solche ist sie bemerkenswert, sondern als Frauenrechtlerin *avant la lettre*. Natürlich teilt sie das Schicksal aller emanzipierten Frauen ihrer Zeit, nämlich ›durch Männer hindurch‹ leben und diesen wieder entrinnen zu müssen (hier der Große Bruder, der erste Ehemann Bernhardi und August Wilhelm Schlegel). Ein eigenes Profil gewinnt sie aber erst durch ihren Scheidungsprozess, der, obwohl selbst von ihren Schicksalsgenossinnen zum bloßen ›Skandal‹ degradiert, realiter eine verbissene und fintenreiche Auseinandersetzung mit dem neuen Preußischen Landrecht war, die ihr am Schluss das Sorgerecht wenigstens für einen ihrer Söhne einbrachte. Drei Geschwister, drei Optionen, drei Lebenskämpfe.

H.: (*reichlich herrisch*) Auf das Letztere kommt es an. Der ›Weg ins Freie‹, mit dem deine viel zu verklärten Berliner Lebensläufe alle beginnen, ist der Weg in eine mehr oder minder unkalkulierbare, protodemokratische und von der Geschichte heimgesuchte großstädtische Gesellschaft, die wenig verbietet, aber auch wenig schenkt. Das ist neu und ziemlich beängstigend für die deutschen Intellektuellen, die ja normalerweise dazu neigen, das bisschen Gesellschaft, das ihnen begegnet, zu fliehen und für ein Geistesasyl einzutauschen. So ist Weimar konstruiert, aber auch die vielen kleinen Universitäten, einschließlich Königsberg und Jena. Nur in Berlin ist man mit einer Gesellschaft konfrontiert, die diesen Namen verdient (*haben Goethe und ich doch schon längst gesagt*), und kaum einer, die von dieser Konfrontation nicht beschädigt worden wären. Nennen wir es das Kleist- oder Rahel-Syndrom. Es kommt also alles darauf an, die Keimzellen, die Quellpunkte dieser Traumatisierungen freizulegen. Kennst du Koreff? (*Ja*). Kennst du Oppeln-Bronikowski? (*Ja, wie könnte man K. ohne O.-B. kennen.*)

*Unterbrechung des Protokolls: David Ferdinand Koreff (1783–1853) war ein jüdischer Arzt und Bel Esprit, Mitglied des Berliner Nordstern-Bunds, dann als reisender Causeur und Mesmerianer eine europäische Berühmtheit (Paris, Italien, Wien, Berlin), nach 1815 Serapionsbruder und einflussreicher Günstling Hardenbergs, der ihn zum Gründungskurator der Universität Bonn machte. Liberaler Geist. Nach seinem politischen Sturz Rückzug nach Paris.*

H. (*weiter*): Oppeln-Bronikowskis Biografie, die mit dem missgünstigen Scharlatan-Mythos aufräumt, ist ein Lab-sal. 156 Seiten Lebenslauf, 610 Seiten Dokumente. In den Dokumenten findest du die kleinen Schwelbrände, um die es mir geht. Ich möchte dir drei anbieten. Zunächst die Anekdote, dass Koreff, Gast beim Wiener



Kongress, dem russischen Zaren (Alexander) in der Kärntner Straße einen Stockschlag verpasst habe. Von hinten wohlgermerkt, also versehentlich – dafür aber derb. Der Informant ist Adolphe de Custine, der Sohn seiner Geliebten. Dessen Quelle wiederum ist Koreff selbst, der in solchen Dingen als nicht sonderlich genau galt. Die zweite Unterstreichung habe ich für dich in dem Schreiben Hardenbergs gemacht, das Koreff zum Vortragenden Rat bestellt und dessen Schlusssatz lautet: »Übrigens haben Sie sich die Uniform der Vortragenden Räte bei meiner Person anzuschaffen.« Die letzte Stelle findet sich in Hoffmanns *Serapionsbrüdern*, wo Vinzenz, d. i. der Rollenname Koreffs, von sich sagt: »Ich kann [...] mich wie der kleine Schotte Donald Monro für einen Spiegel halten und alle Blicke, Grimassen, Posituren dessen nachmachen, der mir ins Gesicht schaut.« Was hältst du von dieser Zusammenstellung? Ich könnte noch das eine oder andere ergänzen, aber mir scheint, im Schnittpunkt solcher Stellen liegt das Geheimnis.

Ich: Welches Geheimnis.

H.: Das Geheimnis seiner Biografie, ihr Unglück.

Ich: Ich habe Koreff zwar für einen relativ komplizierten, aber nicht sonderlich unglücklichen Menschen gehalten. Aber ich werde deine Vorschläge überlegen, die Historische Kommission braucht es ja nicht zu erfahren.

H.: Mir scheint, ich habe dich überfordert.

Ich: Kann sein. Vielleicht interessiert dich, das Rahel einmal geschrieben hat: »Mir fehlt Koreff und Gesundheit.«

**III.** Mir scheint, zwischen Hegemann und mir geht es zu Ende. Er hat unsere Spielregeln verletzt. Er wüsste jetzt, so H., warum ich mich für die alten Berliner Lebensläufe so begeisterte.

Ich: Bitte, ich höre.

H.: Du denkst doch über deine Biografie nach?

Ich: Jeder arbeitet ständig an seiner Biografie, Gott sei Dank publiziert sie nicht jeder. Ich werde in einem Jahr emeritiert.

H.: Mir graut vor Germanistenbiografien. Gott sei Dank reichen sie nur selten über ihre Institute hinaus.

Ich: Ich kenne deine Vorbehalte gegen die akademische Zunft und kann sie dir nicht verargen. Aber es gibt viel zu tun. Wir sind für die Studenten da.

H. (*der mir ein Bündel Zeitungsausschnitte über den Tisch schiebt*): Leider. Ich glaube, die da haben nicht ganz Unrecht. »Die erschöpften Germanisten«, »Buhmann der

Nation«, »die Literatur aus den Augen verloren«, »sklavisch dem Weg der 68er-Generation gefolgt«.

Ich: Ich kenne das Zeug. Du bist zum Feuilleton übergelaufen, in dem übrigens auch meine Kollegen schreiben, und nicht selten glänzend. Aber was hat das alles mit mir zu tun?

H.: Ich wünschte mir, wenig. Aber mit deinem Germanistenleben kannst du unmöglich glücklich sein. Ihr habt euren Gegenstand preisgegeben für drei Dutzend geliehener Theorien. Keine davon ist auf eurem Mist gewachsen, wie schon die Ballett-Figuren der 68er: Go-in, Sit-in, Teach-in, Hand-out.

Ich: Die Welt ist durchlässiger geworden. Sollen wir wieder einen Jargon der Eigentlichkeit sprechen?

H.: Einen Jargon der Sinnlichkeit. Euren Nachwuchs erkennt man daran, dass er seine Sätze mit dem Namen eines Theoretikers beginnt anstatt mit einem Schriftstellernamen und dass er seine lateinunkundigen Schüler zwingt, »stratifikatorisch« anstatt »ständisch« zu sagen.

Ich: Ich glaube, du übertreibst und warst schon sehr lange mehr in keinem Seminar. Unser Nachwuchs sagt: Beobachtung, Wahrnehmung und Fantasie (mit Verlaub) und erwärmt sich für Goethe, Moritz, E. T. A. Hoffmann, Rameaus Neffen und Elfriede Jelinek. Aber noch einmal: Was hat das alles mit mir zu tun?

H.: Ich spüre, dass du unter eurer Austreibung des Lebens und des Geistes leidest und dich jetzt, wo es zu spät ist, an der Vital-Utopie deiner Berliner Lebensläufe hochziehst. Ich fürchte, es funktioniert wie im schlechten Klassizismus: den griechischen Faltenwurf über die vertrockneten Hof- und Kommerzienratsschultern.

Ich (*aufstehend*): Du bist beleidigend. Und gesetzt, du hättest Recht – wie scheinheilig ist dann eigentlich dein Evangelium vom authentischen Leben aus dem beschädigten?

H.: Ja, ich bin ungerecht. Verzeih. Aber Lessing war auch ungerecht, und ich kann schwer ertragen, dass seine »geliebte Irrascibilität« von Beamten gepriesen wird.

Ich: Du vergisst, dass *ich* die Eisenacher Straße erfunden habe.

H.: Da kommen die sauren Kutteln.

## Autoren

**Rafael Ball** studierte Biologie, Slawistik, Philosophie und Pädagogik in Mainz, Warschau, Smolensk; danach Ausbildung zum wissenschaftlichen Bibliothekar; seit 1998 Leiter der Bibliothek des Forschungszentrums Jülich; seit 2002 Teaching Professor an der Jagiellonian University Crakow und an der Hochschule für Technik und Wirtschaft in Chur.

**Manfred Bierwisch**, 1957 bis 1991 Mitarbeiter der Akademie der Wissenschaften der DDR, 1992 bis 1996 Leiter der Max-Planck-Arbeitsgruppe ›Strukturelle Grammatik‹ und Professor für Linguistik an der HU Berlin; 1993 bis 1998 Vizepräsident der BBAW und Sekretär der Geisteswissenschaftlichen Klasse.

**Hartmut Böhme**, geboren 1944; seit 1993 Professor für Kulturtheorie und Mentalitätsgeschichte an der HU Berlin; Arbeitsschwerpunkte: Natur- und Technikgeschichte in den Überschneidungsfeldern von Philosophie, Kunst und Literatur; historische Anthropologie, insbesondere Geschichte des Körpers.

**Heinz Duddeck**, geboren 1928, Maurerlehre, studierte Bauingenieurwesen an der TH Hannover, Professor für Statik an der TU Braunschweig, Forschungsgebiete u. a.: statische Berechnung von Tunneln und Felshohlräumen, numerische Strukturmechanik, Emeritierung 1996, Mitglied der BBAW.

**Nadin Fromm**, geboren 1977, studierte von 1996 bis 2004 Politikwissenschaften, Psychologie und Anglistik in Leipzig, Wolverhampton (UK) und Paris; derzeit Redaktionsassistentin bei GEGENWORTE.

**Wolfgang Klein** ist Sprachwissenschaftler am Max-Planck-Institut für Psycholinguistik in Nijmegen (Niederlande) und dort zuständig für den Bereich

›Spracherwerb‹. Mitglied der BBAW, wo er u. a. das *Digitale Wörterbuch der Deutschen Sprache des 20. Jahrhunderts* leitet.

**Martin Knechtges** studierte Philosophie, theoretische Linguistik und Soziologie in Konstanz, Bielefeld und Atlanta. Seit 1999 ist er an der Katholischen Akademie in Berlin für das Referat ›Philosophie und Ethik‹ verantwortlich. Er ist Vater von zwei Kindern und leitet ehrenamtlich einen Kinderladen in Berlin-Schöneberg.

**Martin Korte** ist Diplom-Biologe und arbeitet am Max-Planck-Institut für Neurobiologie in Martinsried bei München. Sein Forschungsschwerpunkt sind die zellulären Grundlagen von Lern- und Gedächtnisvorgängen. Er ist darüber hinaus Privatdozent an der LMU München. Seit 2000 ist er Mitglied der Jungen Akademie.

**Martin Lindner**, Dr. med., lebt als freier Autor in Berlin. Er berichtet über Alltag, Medizin und Kultur, u. a. für die *Süddeutsche Zeitung*, *Geo*, *Bild der Wissenschaft* und *NZZ Folio*.

**Sylvia Löhken**, geboren 1965, ist promovierte Linguistin und Wissenschaftsmanagerin. Seit einigen Jahren arbeitet sie als Redenschreiberin für den Deutschen Akademischen Austauschdienst. Daneben schreibt sie Reden für Klienten aus den unterschiedlichsten Bereichen und hilft in Seminaren und Einzelberatung bei der Vorbereitung öffentlicher Auftritte.

**Claus-Steffen Mahnkopf**, geboren 1962; Komponist (›komplexe Schule‹) und Autor (Philosophie, Ästhetik, Kulturkritik, Musiktheorie). Umfangreiches Werk und internationale Preise. Lehrtätigkeit im In- und Ausland. Herausgeber von *Musik & Ästhetik*.





**Hazel Rosenstrauch**, Studium der Germanistik, Philosophie und Soziologie in Berlin; Promotion in empirische Kulturwissenschaften, Tübingen. Seit 1997 verantwortliche Redakteurin von GEGENWORTE. Jüngste Publikation: *Varnhagen und die Kunst des geselligen Lebens. Eine Jugend um 1800*, Berlin 2003.

**Ulrich Johannes Schneider**, Leiter der Abteilung Forschungsplanung und Forschungsprojekte an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Privatdozent für Philosophie an der Universität Leipzig. Veröffentlichungen u. a.: *Philosophie und Universität* (1999), *Leibniz: Metaphysische Schriften* (2002), *Michel Foucault* (erscheint 2004).

**Ulrich Schollwöck**, geboren 1967 in München, Studium der Physik in München und Oxford als Stipendiat der Stiftung Maximilianeum. Promotion 1995 in Paris, Habilitation 1999 in München. Seit 2004 Inhaber eines Lehrstuhls für theoretische Physik an der RWTH Aachen. Gerhard-Hess-Preis der DFG 2000, Mitglied der Jungen Akademie seit 2000, deren Sprecher 2002/03.

**Dieter Simon**, 1968 bis 1991 Lehrstuhl für Zivilrecht und römisches Recht an der Universität Frankfurt am Main; Begründer und Herausgeber der *Forschungen zur Byzantinischen Rechtsgeschichte*, des *Rechtshistorischen Journals* und der GEGENWORTE. Seit 1980 Direktor am Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte; 1989 bis 1992 Vorsitzender des Wissenschaftsrats. Seit 1995 Präsident der BBAW.

**Svetlana Slapšak**, geboren 1948, studierte an der Universität Belgrad, MA und PhD in Klassische Studien und Linguistik; Chefredakteurin von *Frontisterion* (verboten); seit 1994 Chefredaktion von *ProFemina*; unterrichtet seit 1995 am Institutum Studiorum Humanitatis in Ljubljana, seit 2003 Professorin ebd., seit 2004 Dekanin. Gastprofessuren an den Universitäten Zagreb, Novi Sad, Dubrovnik, Skopje, Udine, Prag, Bern, Bonn, Bradford, Oxford, London, Paris.

**Karl Sperling**, geboren 1941, Prof. Dr. rer. nat.; Direktor des Instituts für Humangenetik der Charité – Universitätsmedizin Berlin; wissenschaftliche Schwerpunkte: klinische und experimentelle Zytogenetik sowie molekulare Analyse von Krankheiten mit DNA-Reparaturdefek-

ten, Mitglied der BBAW und Senator der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina.

**Klaus Taschwer**, Dr. phil, geb. 1967 in Judenburg/Österreich, Studium der Soziologie, Politikwissenschaft und Philosophie in Wien, freiberuflicher Journalist und Wissenschaftsforscher, Gründungsredakteur der Wissenschaftszeitschrift *heureka* (seit 1998), Ko-Leiter und Mitbegründer des Universitätslehrgangs SciMedia für Wissenschaftskommunikation (seit 2002).

**Stephan Waldhoff**, geboren 1964, Studium der Geschichte und katholischen Theologie in Münster und Tübingen, Promotion in Münster, Referendar und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, seit 2000 wissenschaftlicher Mitarbeiter der Leibniz-Edition Potsdam der BBAW.

\* \* \*

*Chelys*, Schale der Schildkröte, aus der Hermes seine Leier gemacht hat. Sie ist ein mobiles Gehäuse, unter dem die Überschüsse des Wissens für leichtsinnige Ausflüge in die Gegenwart zusammengewürfelt werden.

\* \* \*

**Andrea Schomburg**, geboren 1958, Malerin und Fotografin, studierte Kunst und Germanistik in Bonn und Wuppertal, 1983 bis 1985 Assistentin bei Hans Hartung und Anna Eva Bergmann, Studien- und Arbeitsaufenthalte in Amerika, Frankreich, Italien, Japan, Russland und Südamerika, zahlreiche Ausstellungen, lebt und arbeitet in Berlin.

[Anzeige Forschung und Lehre PDF](#)

[Anzeige Transit PDF](#)

[Anzeige Novo PDF](#)

Anzeige Wima PDF

»EINE TRIBÜNE DER **LITERATUR**,



OFFEN FÜR  
DIE LITERATUREN  
DER WELT...«

Wolfram Iltis

Zeitschrift für Literatur,  
Kunst und Kritik  
Herausgegeben von Johann D. Timmer

»Das zur Zeit erfolgreichste  
deutsche Literaturjournal!«  
Hannoversche Allgemeine Zeitung

*die horen* **edition die horen**

**die horen** im Konzept für rheinische Leser: »Eine Fundgrube.« – Die Woche, 0  
»So umfang- wie inhaltsreich, so losem- wie schenewen.« – Neue Zürcher  
Zeitung ■

**die horen** kann man auch abonnieren: 4 Hefte im Jahr, jeweils zu den  
Jahreszeiten, jeder Band heftdick mit zahlreichen Illustrationen  
(Heftband EURO 9,50, Doppelband EURO 17,50, Jahresabonnement EURO  
51, jeweils zzgl. Versandkosten) ■

Verlag und Vertrieb: **edition die horen** im Wirtschaftsweg NW Verlag  
für neue Wissenschaft GmbH, Postfach 10 11 10, 27511 Krummhörn,  
Tel./fax: (04 71) 9 45 44 0, Telefax: (04 71) 9 45 44 88 ■



Anzeige Stint PDF

## Bisher erschienen

1. Heft, Frühjahr 1998

### Forschungsfreiheit

Mit Beiträgen zu Euthanasie und Bio-Ethik, zu den Vor- und Nachteilen einer Regulierung von Forschungstätigkeiten, zum Schutz der Embryonen und zu der Grenze zwischen Macht und Freiheit.

Mit einem Portrait des Kybernetikers und Erfinders Heinz von Foerster; literarischen Fundstücken von Polybios und Jean Paul; und einem Aperçu über Alexander von Humboldt und das Tischrücken.

2. Heft, Herbst 1998

### Lug und Trug

#### 13 Annäherungen

Über Wissenschaftsethos und Kommissionen, Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft des Fälschens und den jahrzehntelangen Nicht-Umgang mit Betrug von Dieter Simon, Peter Weingart, Detlev Ganten, Jürgen Trabant, Marco Finetti, Armin Himmelrath u. a.

Fundstücke über Lügen und Fälschen in Zeiten des Krieges; Verführungen im Laboralltag; Betrug und Innovation im Zeitalter des Cyberspace.

3. Heft, Frühjahr 1999

### Muss Wissenschaft hinein ins Leben?

#### Zwischen Popularisierung, Legitimation und Dialog

Ein immer noch aktueller Reader zum Thema Wissenschaftsvermittlung und Public Understanding of Science (PUS). Mit Beiträgen von Wolfgang Frühwald zum Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit, Peter Weingart über PUS in Deutschland, Ray Mathias über Pflanzengenetik und PUS in England. Claus Koch fragt nach dem Publikum der Wissenschaft; Georg Seßlen:

»Mad Scientists« im Film.

Mit einem Portrait von Carl Djerassi und einem Rekurs auf Alexander von Humboldts Kosmos-Vorträge.

4. Heft, Herbst 1999

### Von Tieren und Forschern

#### Vernunft – Verleumdung – Streitkultur

Diese Ausgabe ist leider vergriffen.

5. Heft, Frühjahr 2000

### Gütesiegel für die Wissenschaft?

#### Zur Diskussion über Qualität, Evaluierung und Standards

Über die grassierende Evaluitis und Nebenaspekte des Evaluationsbetriebs. Mit Innenansichten von Dieter Simon, Jürgen Mittelstraß, Friedhelm Neidhart. Stefan Hornbostel denkt über die Grenzen des Messens nach, Stephan Wolff führte Tagebuch über Freud und Leid eines Gutachters. Marco Finetti erzählt von überforderten Türhütern. Gernot Böhme: Was ich nicht erforschen durfte.

Mit einem Portrait von Anica Savić Rebac, Philosophin der Liebe; und einem studentischen Traum.

6. Heft, Herbst 2000

### Natur- und/versus Geisteswissenschaften

#### Schirmützel und Annäherungen

Das Heft beschäftigt sich mit den Barrieren zwischen Experten und Laien, »reiner« und angewandter Forschung, Natur- und Kulturwissenschaft, Theoretikern und Praktikern. Der Chemiker Pierre Laszlo empfiehlt nomadisches Streunen, der Physiker Jürgen Ehlers wünscht sich mehr Gelegenheiten für Gespräche. Karl Ulrich Mayer sieht Interdisziplinarität als osmotischen Prozess.

Ein Portrait des Hirnforschers Niels Birbaumer; Therese Fögen über Verginia, die Geburtshelferin des römischen Rechts; Jürgen Trabant über den akademischen Neid.

7. Heft, Frühjahr 2001

### Wissenschaftssprache – Sprache der Wissenschaftler

Über Universalsprachen und Metaphern, Jargon und Verständigungsprobleme zwischen Fachleuten und Laien schreiben Manfred Bierwisch, Peter Janich, Hanfried Helmchen und André Kieserling. Zu Bad English und lokalem Dialekt äußern sich Ferdinand und Carsten Hucho und Jürgen Trabant. Mit Seitenblicken auf das Machtssystem in den Wortfolgen (Wolf-Dieter Narr) und sprachliche Schrebergärten (Judith Macheiner); über Scientainment und Metaphern, Galileis Arbeit an Sprache und die Buchstabenfolge in Gedichten sowie einem Portrait von Jakob Staude, Astronom und Wissenschaftsvermittler. Kulturgeschichtliche Ausflüge zu orientalischen Übersetzern und nach China.



8. Heft, Herbst 2001

### **Digitalisierung der Wissenschaften**

Der Mathematiker Martin Grötschel stellt seinen digitalen Traum vor. Über selektive Wirkung und Balkanisierung schreiben Steffen Wawra und Florian Rötzer. Pierre Laszlo widmet sich der Lehre und Forschung im Zeitalter des Internets; Martin Bernhofer berichtet über Cyber-Science im Rundfunk; Hans-Martin Gauger über die Stummelsprache der E-Mail; Christoph Marksches über Digitalisierung alter Dokumente; Stephan Seidlmayer entdeckt im alten Ägypten die Urgeschichte der Datenverarbeitung.

Die neue digitale Elite, elektronische Zauberlehrlinge und Text-DJs, Identitätsverwirrungen und Irrtümer beim Zählen von Zitaten betrachten Lutz Ellrich, Peter Bexte u. a.

9. Heft, Frühjahr 2002

### **Wissenschaft und Kunst**

Wissenschaft als Kunst, Kunst als Wissenschaft und Wissenschaft versus Kunst: Dieter Simon über das Kunsthandwerk des Juristen. Randolph Menzel, Olaf Breidbach und Oliver Grau beschäftigen sich mit Bild- und Bilder-Wissenschaft.

Uwe Pörksen und Rüdiger Zill streiten über Metapher und Modell. Mit Beiträgen über die »Ohren der Wissenschaft« und über Goethe auf Abwegen, über Dichtung in der Wahrheit und die Suche nach dem »freien« Geist (Volker Gerhardt, Heinz Dieter Kittsteiner, Hermann Danuser, Anthony Grafton u. a.).

Zum Thema Kunst gehören auch Fragen nach Stil, Chaos und der Magie in ihrem jeweiligen Verhältnis zu Wissenschaft. Außerdem: ein Monolog Frankensteins (Raphael Urweider), Celan und Geologie (Uta Werner), Gentech-Zoo (Martin Lindner).

10. Heft, Herbst 2002

### **Zwischen Cassandra und Prometheus**

*Wissenschaft im Umgang mit Utopien und Dystopien*

Wie gehen die Wissenschaftler mit Alarmismus und Hoffnungen um? Über Katastrophenängste und die Zukunft des Gehirns, Kassandrarufo und manipulierte Schöpfung schreiben Gerhard Roth, Peter Weingart, Thomas Macho und Hans R. Brittnacher. Mit Beiträgen über naturwissenschaftliche Großprojekte, über Medientechnologie, Risikomanagement und Bevölkerungswachstum, Wüsten und Gärten.

Reflexionen über Francis Bacon, über Marx und den theologischen Blick auf apokalyptisches Denken stehen neben Beiträgen über (bio)technologisch inspirierte Utopik (Kristian Köchy, Jürgen Herres, Andreas Urs Sommer, Ulrich Körtner). Humberto Maturana spricht mit Bernhard Pörksen über autopoietische Maschinen und die Organisation des Lebendigen.

11. Heft, Frühjahr 2003

### **Vom Rang ins Parkett**

*Veränderte Verhältnisse zwischen Wissenschaft und Gesellschaft*

Mit Beiträgen von Edelgard Bulmahn, Manfred Erhardt, Ulrike Felt über Zivilgesellschaft, Scientific Citizenship, die Maßstäbe von Greenpeace und Demokratisierung der Wissenschaft. Außerdem: Die ausbleibende Gleichberechtigung für Frauen und die formale Gleichberechtigung für bildungsferne Schichten.

Manfred Bierwisch schreibt über den Eigensinn der Wissenschaft in einer Diktatur, György Dalos über Folgen der Demokratisierung in Osteuropa. Ein Gespräch mit Fritz Melchers, der das legendäre Institut für Immunologie in Basel geleitet hat.

12. Heft, Herbst 2003

### **Der Mythos und die Wissenschaft**

*Eine dialektische Affäre*

Mit Fragen nach den Grenzen der Aufklärung und Grenzen der Entzauberung, nach Trennungen und Übergängen zwischen Vernunft und Glaube und nach den Legenden, die den Forscher prägen. Mit einem literarisch-mathematischen Essay von Peter Deuffhard über Maler, Mörder, Mathematiker; Martin Aigner, ebenfalls Mathematiker, schreibt über Eleganz in seinem Fach. Jürgen Trabant über Jan und Hein und Klaas und Pit; Hans-Jörg Rheinberger über das Wilde im Zentrum der Wissenschaft.

Von Hostien, Mäusen und Bazillen und vom langen Ritt auf dem Stier berichten die Mediävisten Olaf B. Rader und Michael Lindner. Mit einem Rückblick auf die Romantik und einem schauerlichen Bericht über »Bug Chaser«. Zwei Männer aus unterschiedlichen Welten im Gespräch: der Automatisierer Günter Spur und der linksliberale Jurist Uwe Wesel.



## Impressum

### Herausgeber

Vorstand der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

### Beirat

Hermann Danuser

Ferdinand Hucho

Eberhard Heinrich Knobloch

Christoph Markschieß

Eberhard Schmitt-Assmann

### Für den Inhalt verantwortlich

Dieter Simon, Präsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften

### Verantwortliche Redakteurin

Hazel Rosenstrauch

### Redaktionsassistentz

Nadin Fromm

### Redaktionelle Mitarbeit

Wolfert von Rahden

### Bildredaktion

Indre Zetzsche

### Anschrift der Redaktion

GEGENWORTE, Zeitschrift für den Disput über Wissen  
Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften  
Jägerstraße 22/23, D 10117 Berlin  
Telefon: (+49 30) 203 70-260  
Fax: (+49 30) 203 70-600  
E-Mail: gegenworte@bbaw.de

GEGENWORTE erscheint zweimal jährlich, jeweils im Frühjahr und im Herbst.

Anregungen und Vorschläge sind willkommen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen.

Mitglied des ›Eurozine Network‹  
[www.eurozine.com](http://www.eurozine.com)

GEGENWORTE versteht sich als Plattform für einen Disput, die Beiträge im Heft geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

© für die Beiträge bei der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften bzw. bei den Autoren. Es gelten die Bestimmungen des Urheberrechts. Abdruck nur nach Genehmigung durch die Redaktion und mit genauer Quellenangabe.  
ISSN 1435-571 X

### Als Materiallieferanten und Korrektoren waren behilflich

Christian-Friedrich Collatz, Lisa Hamacher, Kristian Köchy, Maïke Kölsch, Bärbel Korsetz, Johannes Lenhard, Hartmut Rudolph

### Bildnachweise

S. 2, 67: Ruth Tesmar

S. 6 aus: Alexander von Humboldt, *Kosmos*

S. 12, 13 aus: Denis Diderot, *Encyclopédie*

S. 16: Antoine Watteau, Kopfstudien

S. 46: Giambattista Piranesi, Carceri

S. 88 aus: Verfügung gegen Zedler

Die übrigen Abbildungen stammen aus dem Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

### Ganzseitige Abbildungen

© Andrea Schomburg

### Bezugsbedingungen

Preis des Einzelheftes € 9,- zzgl. Porto, Bezugspreis bei Abonnement (2 Hefte pro Jahr) € 16,- zzgl. Porto (inkl. MwSt.)

### Verlegerische Betreuung, Vertrieb, Abonnement und Anzeigen:

Lemmens

Verlags- & Mediengesellschaft mbH  
Matthias-Grünewald-Straße 1-3

D 53175 Bonn

Telefon: (+49 228) 421 37-0

Fax: (+49 228) 421 37-29

E-Mail: [info@lemmens.de](mailto:info@lemmens.de)

[www.lemmens.de](http://www.lemmens.de)

Bestellungen von Abonnements und Einzelheften richten Sie bitte an den Verlag. Selbstverständlich können Sie GEGENWORTE auch für Dritte (Freunde, Institute, Kollegen) abonnieren. Hierzu legen Sie bitte der Abokarte formlos die Rechnungsadresse bei.

Informationen über die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften und die Inhaltsverzeichnisse der Hefte 1 bis 13 finden Sie im Netz unter [www.bbaw.de/initiativen/gegenworte/](http://www.bbaw.de/initiativen/gegenworte/)

### Korrektorat und Herstellung

Edition dia, Berlin

[www.editiondia.de](http://www.editiondia.de)

### Layout und Satz

Rainer Zenz, Berlin

[www.rainerzenz.de](http://www.rainerzenz.de)

### Entwurf

atelier : [doppelpunkt], Berlin

### Druck

Saladruck GmbH, Berlin

Wir freuen uns, nicht zuletzt aus Gründen der Wirtschaftlichkeit, über Anzeigen, sofern sie mit dem Selbstverständnis des Herausgebers und den Zielen der Zeitschrift vereinbar sind. Über Anzeigenpreise und Konditionen informiert der Verlag.